

„Märchenabend“ Afrika

-

Mit Fahrrad und anderen Gefährten
von Deutschland nach Sambia

Gewidmet:

Josef Ellmayer
07. 11. 1950 – 24. 03. 2010

Besonderer Dank an Sara und Christoph
für die Einladung zum „Märchenabend“

Einleitung

Europa

-

Ein Komponist am Flusse

Dass mir Trieb mein Antrieb mein Verlangen schon geplant so lange mir mein Fuß tritt auf ich stehe
gehe unaufhaltsam immer weiter darauf zu wohin notwendig es mich zieht es drängt mich hin die
Zeit zu gehen jetzt die Hand an Griff zu legen Füße die Pedale kreisen lassen fort mit mir auf
Wiedersehen Morgenu im Nebel 4:00 Uhr früh ist Nik zu treffen abgemacht nach Frankreich
fahren wir gemeinsam sagen wir der Wind die frische Luft an Hand und Stirn umgreifen Kopf und
Nacken frei zu drehen Augen rollen sanft gerade aus in Kurven malerisch die Berge fließen
Fließgeschwindigkeit flussaufwärts uns entgegen treten Regenwolken über Land in Österreich zu
uns heran es Tropfen Schwerkraft bilden dichter sich die Nacht auf uns herunterfallen Zelte nass am
See der nächste Morgen weiß gewiss wir sehen uns wenn wir uns wieder sehn auf Wiedersehn mein
Freund ich fahre weiter in die Schweiz und lichten sich die Berge nun sie höher ragen reichen kaltes
Wasser von den Gipfeln weisen Wanderschaften Wege unter Leitungen befahren Hundertschaften
lassen Gast Gewerbe überfüllen Gläser reflektieren weg hier nur mit mir nur weg von hier und
atmen nur Italien bergab ins Tale rollen Glocken läuten schon zu hören Mittelmeer und
Autostrahlen dröhnen immer lauter durch die hellen Ströme Nacht Allee die ein und aus vor Wein
und Tür nur fort nur fort von hier bergauf und ab an mir vorüber Frankreichs Grenze zur
Verlangsamung unmöglich ist es kleiner Laden großer Märkte Milch und Mädchen Metzger Bäcker
obdachloser Komponist am Flusse zieht im Leiterwagen seinen Hausrat durch die Stadt und schenkt
mir Notenblätter gegen Geld für Brot ward die Musik für Phantasie geschrieben steht sie fliegen
kann und fliegt und fliegt hinauf in hohe Luft verfolgt verworren Traum und Wunsch hat sich
versteckt im Nest der Vögel sucht die Sprache zu verstehen lernen wie die Zahlen zählen
Unabsehbarkeit ist Fallen in mich ein und auf mich nieder fallen Lieder Lichter lassen tanzen
singen freies Leben heißt zu fliegen über Land ist dunkelgrün und Wald ist Leuchten in der Ferne
steht ein Baum so klar und lässt mich Stille stehen Weiß nur Weiß nur alles Weiß kein Mensch hält
an kann sehen Baum nur Licht es zieht und drängt mich hin zu dir mein was du bist ist sprich mit
mir du bist wie ich bin Eins mit dir und nichts ist außer uns ein Zweites hier ich kann es nicht ich
will es nicht es drängt und zieht mich weg von mir der Vögel Krallen greifen unaufhaltsam tiefer
fallen Loch in Stamm sie hacken in mich ein und auf mich nieder fallen Angst und Zwang mich
krank macht auseinander brechen sprechen nicht ich kann es nicht ich will es nicht nur weg von hier
nur weg mit mir nur Kopf und Bauche drehen Füße lassen die Pedale drehen schneller immer
schneller fahren südwärts kommen Spanien gestrandet Nacht in Ecken Vor- und Nachorten
Gebüsch halben Mauern Silos Gärten Teichen Straßenrändern über Müll gefüllte Hintergründe
geben wilder Schweine Nahrungsreste noch es klebt es riecht der Kies die Erde kann nicht mehr
muss weiter kommen Hitzeflimmern Asphalt Teer und Autotunnel hupen Lkw Touristen tausend
gelb und rot in Sonne warm und heiß muss pünktlich angekommen sein in Casteillon um meine
Freundin Steffi treffen dort zu Urlaub machen Strand am Meer will Pool und Party sein gekleidet
ein und aus gezogen Koks in Cocktailfarben eingetaucht und überrauscht zu Fernsehcouchvisionen
umgefallen schaltet Handy klingelt Ton verbindet ich bin hier ich bin nicht hier ich finde dich nicht
mehr es dämmern schon die Wellen Untergang am Saum der Füße eingedrückt im Boden Sand und
Wasser flutet sie nurmehr hinweg hinfort für Abschied nehmen wir ich muss hier weg muss weg
von hier ich kann und will nicht bleiben ich muss endlich gehen Wiedersehn auf Wiedersehn auf
Wiedersehen oder nicht mehr oder niemehr oder niemals wieder fahre fort und fahre weiter kreise
trete südwärts immer heißer heller trinke Wasser immer mehr Olivenbäume Felder Hunde bellen
immer lauter Trockenheit die Wüste trinkt die Flüsse aus und Tag um Tag und wochenlang vorbei
an kleinen großen Häusermauern Fröschen Tümpeln Klarsichtfolien ergebnen Verbiegungen und
Beugungen geziemten aufrecht hoch erhabenen von Fenster Balken Fresken sich erhebenden
Verweisungen von weisen Sagungen getragenen Vergebungen und wieder immer wieder Licht und
Sonnenfinsternis ich denke noch ich denke nicht ich kann und will es nicht ich Sehnsucht sehne
süchtig mich ich Gott im Himmel sehe unter mir es grünes Land ist Licht und Wald ist Baum und
Mensch ist ich bin es doch immer schon gewesen dort sie warten immer noch auf mich sie warten
nur auf meine Wiederkehr ich endlich endlich bin ich da ich sehe es vor mir – ich sehe Afrika.

Kapitel 1

Marokko

-

Ein Ire und der Ozean

Nachdem mir auf der Fähre von Tarifa nach Tanger ein kostenloses dreimonatiges Visum ausgestellt wurde und mich ein lächelnder Wachmann kontrolllos neben der drängenden Warteschlange vorbei und durch die Sicherheitsschranke der Anlegestelle hindurch schieben ließ, verließ ich die Hafenstadt sogleich nach meiner Ankunft und machte mich auf, an die Küste gen Westen.

Es war Abend geworden, als ich dort angekommen, vor einem Campingplatz stand und von einem sichtlich gelassenen, älteren Herrn das Angebot bekam, mein Zelt neben seinen Wohnwagen zu stellen, dort könne ich mich in aller Ruhe hier einfinden. Der Name des Herrn war Urs. Er selbst führe seit Jahren ein Pendler-Leben, erzählte er, das ihn immer wieder hierher bringe. Aus Schutze vor seinen beiden Erzfeinden, seiner Frau und dem Schweizer Staat, sei dies dringend erforderlich. Urs lud mich ein, mit ihm zu essen. In einem kleinen, am Hang gelegenen Restaurant, konnten wir den Untergang der Sonne beobachten, wie sich der Horizont allmählich verfärbte und die große rote Scheibe am Ende hinab sank. Lügen der Welt, in der man lebe, so Urs, die richtigen Bedingungen zu Grunde, könne man ihr auch sein volles Vertrauen aussprechen: „Einfach nur sein“, sagte er und lachte. Ich versuchte es und schaffte immerhin zwei Tage, dann konnte ich nicht mehr: „Ich muss weiter!“ „Wo willst du denn hin? Du bist doch eben erst gekommen.“ „Richtung Süden“, antwortete ich noch und trat bereits wieder in die Pedale.

Obschon ich zwei Monate getreten war, um von Deutschland hierher zu gelangen, konnte ich nicht anders als meinen Blick weiter nach vorne zu richten, meine Hände fest an den Griffen meines Lenkers zu halten und meine Beine sich drehen lassen, solange, bis es wieder Abend wurde und ich, in einer kleinen Fischerstadt namens Larache, zu meiner Verwunderung wieder auf einem Campingplatz landete. Ich hatte mir vorgenommen, die Geselligkeit von Leuten tunlichst zu vermeiden, doch konnte ich mich einer abrupten Bewegung auf diesen Platz hinzu nicht widersetzen. Also dachte ich nicht weiter darüber nach, suchte mir ein stilles Eck, baute mein Nachtlager auf und kochte mir einen Topf Reis. Ich hatte die Hälfte gegessen, als in diesem Moment ein Radfahrer, mit Gepäck ähnlich dem meinen, den selben Platz erreichte. Er legte sein Rad ab und ging geradewegs auf mich zu. Er war groß gebaut, hatte hellrote gekräuselte Haare wie eine auffallend helle von Sommersprossen bedeckte Haut. Sein Name sei Paul. Er sei eben aus Dublin, Irland, seiner Heimat, oder wie er es nannte, seiner relativen Heimat, mit dem Flugzeug hierher gekommen und wolle nun der afrikanischen Westküste folgen, ein konkretes Ziel habe er dabei nicht: „It will end when it ends – Es hört auf wenn es aufhört“, meinte er und wandte sich sogleich an das, was ich hier mache. Nur konnte ich ihm an dieser Stelle nicht mehr als er mir eine klare Angabe davon geben: „So we go together? – Also fahren wir gemeinsam?“, ging er ohne Zögern weiter auf mich zu: „Life with someone else makes everything easier – Leben mit jemand anderen macht alles einfacher.“ Und obgleich der Verlegenheit ihm zu antworten, konnte ich doch bemerken, dass etwas in mir seinen Vorschlag schon nicht mehr abzulehnen im Stande war. Paul und ich schienen nicht nur etwas gemeinsam zu haben, wir konnten auch feststellen, dass die Unterschiede, die zwischen uns herrschten, sich von vorn herein zu ergänzen suchten. Denn was auch immer ich ihm an Zurückhaltung entgegen brachte, glich er durch unabweisliche Gesprächigkeit mühelos wieder aus: „In a few days we'll know quite everything about each other... – In ein paar Tagen werden wir so ziemlich alles von einander wissen...“, bereitete er mich darauf vor, ehe wir am nächsten Morgen gemeinsam aufbrachen.

Wir packten unsere Sachen und folgten der Atlantikküste gen Süden, hatten den Wind in unserem Rücken und ließen uns treiben, Tag um Tag im selben Rhythmus, bauten unsere Zelte auf, wo immer wir Abends ankamen und fuhren bei Anbruch des nächsten Morgens weiter. Wir wurden empfangen und beschenkt, bekamen Wasser und Nahrung überall, Kaktusfrüchte, Feigen, Datteln, frische Minze, grüne Paprikas, Tomaten, Zwiebeln, Reis, Bohnen, wir kochten reichhaltig und ruhten selig, wurden umfungen von den Rufen der Muezzins, den Gebeten und Gesängen der Moscheen in den Dörfern auf dem Lande, von den Wellen des Ozeans an den Stränden, vom weißen Sand und den verdeckten Muscheln, schauten hinunter in die Abgründe der steilen Klippen und

hinauf in das Leuchten der finsternen Nächte, rollten aus den einsamen Feldern heraus und schaukelten mit den Eseln und Ziegen durch die Lichtungen der von Rauchschwaden durchzogenen Millionenmetropolen, versanken einen Atemzug lang im lärmenden Tumult der qualmend-überladenen Transporter, jenseits von Schildern und Ampeln, und tauchten wieder auf, in der Stille verlassener Weiten, durchquerten Rabat, Cassablanca, El Jadida und Safi, ehe wir in Essaouira, das erste mal ein paar Tage Rast machten.

Es war zu dieser Zeit der Fastenmonat Ramadan angebrochen, in dem es die muslimische Tradition vorschrieb, sich während des Tages dem Verzehr von Nahrungs- und Genussmitteln zu enthalten. In Mitten des Marktes Essaouiras, einem urwüchsig geschäftigen Basar, voller Künstler, Händler, Handwerker, Heiliger, Prostituiertes und Kinder, konnten wir sodann jeden Abend, genauer an jenem Zeitpunkt, an dem das Auge Allahs am Ende des Meeres hinab sank und die Stadt hinter ihren alten Burgmauern in Schatten legte, das Mysterium des Sprungs aus der asketischen Demut in die hemmungslose Völlerei bestaunen: „People are incredibly stupid – Die Leute sind unglaublich dumm“, wurde Paul daraufhin jedesmal zu einem Urteil provoziert.

Paul selbst stammte, wie ich mittlerweile erfahren durfte, aus gebildeten Verhältnissen. Er hatte Informatik studiert und liebte es, wenn nicht ergriffen von Politik, dann zynisch über Religion zu sprechen. Er vermochte einen unerschöpflichen Fundus an Wissen aufzuweisen und war im Allgemeinen ausgestattet mit vielem, das ich nicht hatte. Er hatte Traveller Guides – Reiseführerbücher, mp3-player, I-pot, Handy und Kamera und nutzte allenthalben die Gelegenheit um via Internet den bisherigen Verlauf seiner Reise zu veröffentlichen. Dafür stellte ich eine Kochausrüstung und Werkzeug zur Verfügung, denn ich hatte Werkzeugmacher gelernt und kam aus einer Bauernfamilie. Auch war ich fünf Jahre jünger als Paul, er war 28, ich war 23. Doch wir beide hatten, so erzählten wir uns, bereits Erfahrungen mit Fahrradfahren in Afrika, wenngleich Paul weit mehr als ich. Er war bereits mit einer organisierten Reisegesellschaft die gesamte Strecke von Kairo bis Kapstadt gefahren. Doch sowohl er als auch ich hatten Freunde hier zu Lande, die zu besuchen wir in Erwägung zogen. Nicht hätten wir uns festlegen wollen, weder auf uns, noch auf das, was jeder einzelne machen würde, doch bestärkten wir uns gegenseitig und fanden uns bestätigt durch unseren bisherigen Flusse: „Having the time of my life, loving living the outdoor life, so wonderfully simple – Habe die Zeit meines Lebens, liebe das Draußen-Leben, so wundervoll einfach“, beschrieb Paul die Lage. Es schien alles genau so wie es sein sollte, alles geradezu wie vorherbestimmt. Wir schlugen unsere Karten auf und sahen den gesamten Kontinent vor uns. Pauls Finger wanderte an der Küste entlang nach Nigeria, meiner durch die Mitte hindurch nach Sambia: „It would be an experience... – Es wäre eine Erfahrung...“

Wir schickten uns an, weiter in die Pedale zu treten, folgten der Atlantikküste gen Süden, hatten den Wind in unserem Rücken und ließen uns treiben, vorbei am rauschenden Meere, den strotzenden Palmen und tragenden Bananenstauden, hinweg über die Hügel und Täler, durch die Gassen und Märkte: „Salam Alaikum – Alaikum Salam – Frieden mit dir und Frieden mit dir“, bekannte sich die Rede mit Ahmed, Abdul, Mohammed oder Rachid vor ihren gewebten Tüchern und geflochtenen Körben voller Obst und Gemüse, Getreide, Gewürzen und Kräutern.

Wir rüsteten uns aus mit reichlich Vorräten, ließen Agadir und Tiznit hinter uns, und traten langsam doch stetig voran in Richtung Wüste. Nur noch eine einzige lange und breite Straße lag vor uns. Allmählich wurde alles weniger und weniger, trockener und stiller. Sengende Hitze und trübe Luft umfingen die karge flache Ebene, ein milchig blauer Himmel hing über ihr, kein Mensch mehr zu sehen. Nur Windböhen – stießen Sandkörner auf, ballten und dehnten sie in Schwärmen, überformten sie und ließen sie fallen, hinunter in Netze aus dornigen Gewächsen. Risse fragmentierten den Boden und fügten seine Bruchstücke wieder als Ganzes.

Es war an einem Tage kurz nach Mittag, als wir unsere gewöhnliche Strecke verließen, um uns auf eine Passstraße durch die Berge zu begeben. Es war ein Umweg und lag abseits unserer eigentlichen Route, doch wir beide empfanden ihn als den richtigeren und schöneren. Noch bevor es Abend

wurde, erreichten wir das Dorf Sidi Ifni. Da wir dringend Wasser brauchten, machte ich mich sogleich auf in einen der Läden, um ein paar Flaschen zu kaufen. Als ich vor dem Verkäufer stand jedoch, konnte ich mich mit einem male nicht mehr bewegen. Ich bemerkte eine Gestalt hinter mir. Ein kleiner Junge. Vom Körperbau gleich dem eines Menschen, aus seinem Gesichte aber, blickte mir ein Affe entgegen. Ich schaute ihn nur an. Er wirkte ausgemagert bis auf die Knochen, trug zerlumpte Kleidung, eine kurze Hose und eine alte Skijacke. Seine Finger und Zehen waren sehnig und spitz, wie die Krallen eines Vogels. Er stellte sich vor mich und nahm meine Hand, legte ihren Rücken auf seine Stirn und gab ein gläsernes Stöhnen von sich, woraufhin sich die Behaarung meines Körpers aufstellte, als würde ich in einem elektrischen Felde stehen. Nach einer Weile ließ er mich los und verschwand. Ich starrte noch eine Zeit lang in die Leere, wo er stand, zahlte dann mein Wasser und suchte nach Paul.

Ich fand ihn, umringt von ein paar Dorfburschen, er erläuterte ihnen gerade die Landkarte Afrikas. Ich erzählte ihm was mir eben passiert war. Er suchte daraufhin nach dem Jungen und kam zurück mit der selben Geschichte. Die Leute des Dorfes erklärten uns sodann, dass eine Strafe Gottes auf dem Kleinen laste, womit weder Paul noch ich etwas anzufangen wusste. Darauf aber, was das mit dem Jungen war, fanden wir beide keine Antwort.

Wir fuhren weiter. Tag um Tag. Schiefen ein und wachten auf. Folgten noch immer ein und der selben Straße, umgeben von nichts als Sand und Wind. Bis auf einen Moment, als plötzlich tonnenweise Plastikmüll neben uns auftauchte. Kilometer um Kilometer auf den Boden der Wüste gekippt.

Als bald kamen wir nach Tah. Beamte dort hielten uns auf und kontrollierten unsere Pässe, während ältere Männer neben ihnen, uns durch ihre abweisenden Blicke ganz offenbar kein Willkommen mehr an diesem Orte mitteilen wollten. Paul klärte mich auf. Wir befänden uns an der Grenze zur ehemaligen Westsahara, ein Gebiet, dass in den siebziger Jahren von Marokko annektiert wurde, doch dessen völkerrechtlicher Status bis heute eine Streitfrage geblieben sei. Wir fuhren weiter bis Laâyoune, der ehemaligen Hauptstadt des Gebietes. Paul meinte, wir bewegen uns in politisch angespannter Lage, nicht nur was die Sahara betreffe, noch viel mehr was Mauretanien anbelange. Es hätte einen Sturz in der Regierung Nouakschotts gegeben. Man berichte von 13 toten Soldaten im Inneren des Landes und spräche Reisewarnung aus: „Differnt rumours... – Diverse Gerüchte...“, betonte er, „some say al-qaida, others that the army was taking too much of an interest in the illicit dessert drug trade, who knows. – die einen sagen Al-Qaida, die anderen, dass die Armee zu viel Interesse am illegalen Drogenhandel der Wüste genommen hat, wer weiß.“

Wir sagten uns, nur noch Schritt für Schritt vorwärts zu gehen, aber entschieden uns im selben Moment dazu, das erste mal für ein Stück zu trampen. Worüber besonders ich sehr froh war, denn ich war an die 5000 Kilometer getreten und sagte mir bereits jetzt, mit meinen Kräften eine Grenze erreicht zu haben.

Wir stellten uns an die Straße und gaben Handzeichen. Ein Lastwagen hielt. Wir packten unsere Räder auf die Ladefläche und stiegen ein. Es war das erste mal seit Monaten. Unbewegt bewegte Bewegung. Fremd, vertraut, Bauch im Tank, Nahrungsmittel im Kraftstoff, Atmung und Puls im Brennraum. Maschinenantrieb, wir flogen, für 200 km, dann kamen wir nach Boujdor.

Wir stiegen vor Ort aus, traten selbst wieder in die Pedale, kauften Essen und ließen uns zu unserem all abendlichen Kochritual nieder. Da das Auge Allahs noch geöffnet war, zogen wir uns hinter ein verlassenes Mauerwerk zurück, in dem außer Steinhäufen nichts zu sehen war. Wir setzten uns und bereiteten einen Topf Linsen mit frischem Gemüse, Paul schälte, ich rührte, bis plötzlich drei Dorfbewohner vor uns standen und uns unglaublich anschauten. Wir erklärten umgehend, dass wir keine Moslems seien und hier nur unser Essen zu uns nehmen wollen. Zwar konnten wir einander mit Worten nicht verständigen, doch wurde schnell klar, dass es ihnen darum nicht ging. Die drei schienen nach etwas zu suchen. Und da fiel es einem von ihnen auf. Er griff nach einem Holzstückchen auf dem Boden, brach ein Stück davon ab, hielt es vor unser Gesicht, formte eine

Mulde in den Sand, legte das Stöckchen hinein, bedeckte es, schaute bedächtig darauf und zeigte dann auf die Steinhaufen. „Fuuuuck“, schnaubte Paul in sich hinein, es wurde uns klar. Wir saßen auf Toten. Es war ein Friedhof. Wir entschuldigten uns vielmals. Die Männer begannen zu lachen. Wir packten unsere Sachen und verschwanden.

Am nächsten Morgen trampeten wir weiter nach Dakhla und stiegen fortan wieder auf unsere Räder. Da wir erfuhren, dass die Strecke von hier bis Mauretanien stark mit Landminen besetzt war, achteten wir darauf, nicht abseits des Weges zu geraten. Als wir allerdings in einem Dorf namens El Argoub Rast machten, hielt ein weißer Jeep neben uns, geführt von einem ebenso ernst wie besonnen wirkenden Mann. Er stellte sich vor mit dem Namen Salama und lud uns ein, mit ihm zu kommen.

Da wir keine Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Person verspürten, folgten wir seinem Wagen, bogen in einen Feldweg ab, fuhren über Buckelpisten hinab in eine Senke und landeten vor einem mächtigen Beduinenzelt, ausgelegt mit bunten Teppichen, Decken und Kissen. Davor eine kleine Schaf- und Ziegenherde, darinnen vier Männer, Tee kochend und Tabak rauchend.

Sie alle wären Angehörige der Polisario. Paul wusste Bescheid, eine militärisch ausgerichtete Organisation, welche die Unabhängigkeit der Westsahara einfordere und die Annexion ihres Landes durch Marokko schlichtweg für einen Diebstahl hielt. Es war ganz offensichtlich auch das Anliegen der Männer hier, uns dies mitzuteilen. Sie luden uns ein, mit ihnen zu Essen, Hummer und Reis, um anschließend ans Meer zu fahren und gemeinsam zu Angeln.

Wir stiegen in Salamas Jeep und machten uns auf den Weg. Doch stießen wir nach kurzer Fahrt auf einen weiteren Geländewagen. Es war ein Trupp der MINURSO, der hier zuständigen Beobachtermission der Vereinten Nationen. Zwei Russen und ein Argentinier schreckten aus ihrem nächtlichen Schlummer auf, und zeigten sich sichtlich überrascht von unserer eigenartigen Angeltruppe. In einem Spagat zwischen dem Vorsatz, der eigenen Rolle gerecht, und dem Versuch, in einem wirren Gemenge diverser Sprachen, auch tatsächlich verstanden zu werden, kamen wir immerhin zu dem Schluss, uns gegenseitig alles Gute zu wünschen.

Wir fanden unseren Platz am Ozean, hielten die Angelruten ins Wasser und kochten Tee: „Every serious political discussion should take place on the ocean... - Alle ernsthaft politischen Anliegen müssten auf dem Ozean ausgetragen werden...“, war Paul überzeugt, erst dann, könnten Gedanken sich klarer und Probleme sich lösbar zeigen.

Allah hingegen schützte seine Fische an diesem Abend. Wir saßen bis tief in die Nacht, die Wellen kamen und gingen, das Glas mit dem Tee umkreiste dreimal die Runde, ehe das Feuer erlosch und die Ruten eingezogen wurden. Wir kehrten zurück ins Zelt, wo Paul und Salama noch bis in die Morgenstunden weiter diskutierten, währenddessen meine Welt versank, in einem stillen Reich aus warmen Decken und weichen Kissen.

Als wir aufwachten war Salama bereits mit der Fütterung der Schafe und Ziegen fertig. Er begleitete uns zurück zur Straße, hielt einen Wagen für uns an und handelte einen fairen Preis für die Mitfahrt aus. Wir brauchten nur noch Platz zu nehmen und waren auf dem Weg nach Mauretanien.

Kapitel 2

Mauretanien

-

Alles an seinem richtigen Platz

Des Bodens Belag verschwand, es ward unbefestigte Piste die Grenze entlang, wir hielten uns fest im Innern des Wagens, die Köpfe, die Augen geöffnet, die Fenster und Türen, trüb talgige Fäden geschwärtzten Rauches zogen aus schwelenden Bränden hervor, die Halden zerfallener Wracks, vom Roste zerfressen, durchlöchernte Scheiben und Scherben verbrannter Gestelle in Schlacken aus öligem Sand, wir wurden gestoppt. Polizei und Armee versperrten die Wege, umstellten die Wagen, kontrollierten Personen und Fracht: „Les touristes? 20 Euro. Quinze jours – Touristen? 20 Euro. Zwei Wochen“, ließen sie verlauten und hatten in wenigen Minuten unsere Visa ausgestellt. Unser Wagen war zur Weiterfahrt freigegeben. Nach wenigen Kilometern aber, wurden wir erneut gestoppt. Ein Soldat warf einen flüchtigen Blick in unser Fahrzeug und nahm uns, gönnerhaft auf sein Gewehr verweisend, eine Flasche Wasser ab. Wir durften passieren. Unser Fahrer tauschte unser verbliebenes Geld, unsere marokkanischen Dirham in mauretanische Ouguiya, und setzte uns in Nouadhibou ab.

Es war Nacht geworden. Wir packten unsere Räder. Wir brauchten einen Platz zum Schlafen, doch fanden nur einen Campingplatz, der laut seinem Eigentümer teurer sein sollte als das eben bezahlte Visum zur Durchquerung des Landes. Wir lehnten ab, sahen uns nach einer ruhigen Stelle um und entschlossen, um zumindest unseren Hunger zu stillen, uns Essen zu kochen. Jedoch als das Wasser im Topfe des Kochers siedete, trat bereits ein uniformierter Herr zu uns und bat uns mit ihm zu kommen. Wir folgten ihm in eine Nebenstraße, durch ein massives Stahltor in einen ummauerten Innenhof. Hier, so der Herr, könnten wir bleiben, essen, trinken, uns waschen. Es war das Dienstgebäude der Nationalgarde, uns zur Verfügung gestellt gleich einer freien Herberge. Wir hatten keine Fragen mehr, wir hatten alles was wir brauchten. Es schien alles wie von selbst zu laufen, alles wie aufeinander abgestimmt.

Während ich mir einen Eimer Wasser am Brunnen holte und mich in einer schmalen Kammer zwischen tausendfüßigen Kakerlaken wusch, machte Paul in seinen Traveller Guides die Entdeckung von einem der längsten Züge der Welt, der genau am morgigen Tage von hier aus starten würde und eine epische Reise zu den verborgenen Schätzen Mauretaniens versprach. Der uns ferner sogar dort hingeleiten könnte, wovon wir beide als der wirklichen Wüste sprachen, zu den großen Sanddünen der Sahara. Solch Gelegenheit, stimmten wir überein, könnten wir unmöglich ungenutzt lassen. Also gingen wir am nächsten Morgen zum Bahnhof von Nouadhibou und fuhren mit dem Zug.

Hunderte von Passagiere warteten bereits, versammelt auf einem großen Platze vor den Schienen, und immer mehr strömten nach und nach heran. Samt ihrer Koffer, Taschen, Säcke harrten sie beisammen aus im Sand des Windes. Eingehüllt im Turban, eingewickelt in den Tüchern, schützend ihre Kinder auf dem Schoße haltend. Bis nach Stunden, aus der Ferne schallend, unaufhörbar Tonnen Lasten Weg sich bahnten, dampfende Container voll von schwarzem Eisenerz, nur Pfeifen, Donnern zu vernehmen war und alle ihr Gepäck packten, los mit einem Male rannten auf den fahrenden Züge sprangen, kletterten hinein in die Wagons, ergatterten für sich die Plätze und den Platz für ihre Nächsten, Paul und ich nur staunen mehr ob des Getümmels hier, doch dafür als die letzten vor der Tür, es wäre übervoll, hieß es aus allen Ecken, notgedrungen jedoch dirigierte Schaffner und Gevolk doch auf die Schnelle unsere Räder senkrecht noch in die Toilette einzupressen, ehe nur wir selbst uns noch verfrachten mussten und der Zug schon wieder fuhr, bei halb geschlossener Türe, Böen Sand im Wind der Fahrte stießen ein in alle Poren des Abteils, in alle Ecken, Enden, Winkeln, Köpfe, Beine überall in die getürmten Menschen, Augenpaare, Körper, Glieder aufeinander junge, alte allesamt verweilend dabei still und ruhig, routinierter Disziplin, wie eingeübt im Spiele ward der Züge mitten in der Nacht sodann mit einem Male notgebremst um alle auszusteigen lassen und sich draußen Reih in Glieder wieder zu versammeln lassen, Richtung Osten blickend, Richtung Mekka hin und kniend auf dem Boden um zu beten tief in dunkler Nacht, das fünfte mal an diesem Tag, es immer wieder kehrte: „Allahu akbar – Gott ist groß.“

Paul indessen war hinfortgelaufen, unerbittlich hatten Magenkrämpfe ihn ergriffen, nicht zu bremsende Entleerungen ihn hielten fest im Griff, im letzten Augenblicke aber schaffte er es doch

zurück zur Weiterfahrte, nocheinmal vergingen Stunden, ehe wir am Rand der Stadte Choum die Endstation erreichten und erschöpfter Weise aus dem Zuge fielen.

Von hier an mussten wir mit einem Geländewagen weiter. Wir gingen zum Parkplatz: „Qu'est-ce que vous faites ici? - Was macht ihr hier?“, wurden wir auf der Stelle streng gemustert: „Vous êtes les Français? Vous êtes les Américains? - Seid ihr Franzosen? Seid ihr Amerikaner?“, suchte man sich unserer umgehend Vergewisserung zu schaffen: „Nous sommes les cyclistes. Nous faisons un tour d'Afrique en vélo. - Wir sind Fahrradfahrer. Wir machen eine Afrikareise.“, entgegneten wir den Fragen: „Nous venons d'Irlande et d'Allemagne. - Wir kommen aus Irland und Deutschland.“, fügten wir hinzu und obgleich nicht sehr erfreut darob, gewährte man uns doch eine Mitfahrt. Des Fahrers Gehilfen schnürten unsere Räder auf die Dachträger. Zwischen zahlreichen anderen Passagieren fanden wir einen Platz.

Kilometerweise schroffe Buckelpiste lag vor uns. Paul bekam nach kurzer Fahrt zu seinen Magenbeschwerden zusätzlich starke Kopfschmerzen, woraufhin sein Körper bei jedem Buckel nur noch wie eine leere Hülle gegen die Fenster und Türen des Wagens krachte. Doch während sich die Mienen unsere Banknachbarn allmählich aus ihrem kritischen Missmut in eine sichtlich sympathisierende Zustimmung verwandelten, versank Paul nur immer tiefer in seinen Kopfhörern: „Everything in its right place – Alles an seinen richtigen Platz“, schallte immer und immer wieder aus ihnen heraus.

Im Morgengrauen erreichten wir Atar und fielen nahezu verlassen von unseren Kräften aus dem Gefährt, stiegen auf unsere Räder und taumelten dem Instinkte nach in eine dürre Heide, landeten unter einem Dornbusch, umkreisten ihn, versuchten im Schatten zu bleiben – vergeblich. Keine Wolke, kein Wind. Die Sonne glühte uns nieder. Nur Hirten, Dromedare, flimmerndes Gebirge in der Ferne. Wir schliefen ein.

Zwei Brüder weckten uns, brachten uns ein halbes Huhn zum Geschenk. Es war dies der Tag an dem Ramadan endete. Es gab ein Fest in Atar. Sie luden uns ein. Paul ging mit ihnen. Ich konnte nicht. Nun erreichte der Durchfall mich und ich musste weiter den Dornbusch umkreisen. Leben wie die Tiere, waren Paul und ich uns wieder einig, wäre wohl eines der gelungensten Konzepte für Glück überhaupt. Die kommenden Tage zogen an uns vorüber. Die Gestirne umkreisten uns auf ihren Bahnen. Wir warteten. Bis ein weiterer Wagen startete und uns mitnahm in die alte Wüstenstadt Chinguetti.

Hinter ihren Stadtmauern erhoben sich die großen Dünen der Sahara. Wir waren angekommen. Wir legten unsere Sachen ab und wanderten hinein. Eine langgezogene Ebene lag vor uns. Wir folgten ihr durch ein kleines Oasental, vorbei an den letzten aus Stroh gebauten Hütten. Dann stemmten wir uns an die Hügel empor zu steigen. Doch mehr und mehr drifteten wir dabei auseinander.

Zunehmend verloren wir uns aus den Augen. Unabweislich wurde Paul schneller und ich langsamer. Scheinbar mühelos überschritt er die Gipfel und verschwand in den Dünen. Ich konnte ihm nicht mehr folgen. Schritt für Schritt suchte ich noch hinanzukommen, bis ich schließlich auf allen Vieren am Wendepunkt angelangt war. Dann konnte auch ich sie sehen. Keine Ecken und Kanten. Keine Brüche und Sprünge. Alles rund um gebogen, verbunden zu einem zusammengehörigen Ganzen. Ich stand auf und sackte zu Boden. Mein Körper versank wie bleierne Schwere im Sand. Ich konnte nicht mehr: „Wie soll ich das schaffen?“, drängten sich mir unabwendbar die Fragen auf, „wie soll ich diesen ganzen Kontinent durchqueren, wo ich schon hier keinen einzigen Schritt mehr tun kann?“ Meine Beine waren starr und regungslos. Ich war am Ende meiner Kraft und sicherte mir zu, dies sei der tiefste Punkt an den ich kommen würde, von nun an müsse es leichter werden. Und ich würde selbst alles daran setzten, dass es leichter werde.

Schimmernder Dunst und gleißendes Licht erfüllten die Wüste. Wie ein blindes Gewölbe stürzte der Himmel hinab in die Berge aus Sand, in Millionen, Milliarden, Billionen, Billiarden.....: „Ich darf nicht denken“, sagte ich mir immer und immer wieder, „ich darf nicht denken.... ich muss nur gehen. Nur einfach immer weiter gehen!“ Halb verweht sah ich vor mir Pauls Fußspuren. Ich sprang in sie hinein, versuchte ihnen zu folgen.

Nach Stunden sahen wir uns wieder, am anderen Ende der Stadt. In der „rue des savantes – der Straße der Wissenden“. Benommen wie verschwiegen zogen wir durch das Abendlicht der verblassten Lehmsteinfassaden, vorbei an den alten Koranbibliotheken und kehrten zurück in die vertrauten Zelte.

„We need to make some progress. Our visa won't last forever... - Wir müssen weiterkommen. Unsere Visa werden nicht ewig halten...“, stellte Paul fest. Wir packten unsere Sachen und fuhren, mit dem selben Wagen der uns nach Chinguetti brachte, zurück nach Atar und von dort aus, mit einem weiteren, direkt in die Hauptstadt Nouakchott.

Nach ein paar Stunden Schlaf hinter einer verlassenen Lagerhalle, und einem Einkauf meinerseits von billigem Chloroquin gegen Malaria, Paul hatte hierfür Lariam, stiegen wir auf die Räder und folgten weiter einer flachen asphaltierten Straße in Richtung Süden. Die nächste Nacht zelteten wir am Straßenrand, den darauffolgenden Tag wurden wir eingeladen und umsorgt von einer Familie, da uns deren Töchter zu sich holten, als sie sahen, dass wir in ihrem Ziegenstall lagen. Nocheinmal traten wir daraufhin in die Pedale, ehe ein Wagen neben uns hielt und uns mitnahm. Der Fahrer und sein Beifahrer, ein Geistlicher und ein Offizier, erkundigten sich unseres Ergehens und freuten sich gar sehr ob unserer Wohlbefundenheit in diesem Augenblick. Sie würden bis nach Rosso fahren sagten sie und während wir dabei aus dem Fenster schauten und an sämtlichen Militärbarrieren nurmehr freundlich begrüßt wurden, ward uns zugleich als durchbrachen wir eine magische Grenze, denn mit einem Male, wie durch Zauberhand, wurde die Erde um uns grün und die Menschen schwarz, wir kamen in den Senegal.

Kapitel 3

Senegal

-

Osmans Muscheln und die Macht des
Wissens

Der gleichnamige Senegalfluss trennte als Grenze die beiden Länder. Eine Fähre diente der Überfahrt. Auf der einen Seite entkamen wir noch offenkundig falschen Forderungen von Steuerzahlungen für die Mitfahrt und landeten auf der anderen sogleich in Mitten eines Gewirrs von Leuten, deren wiederum jeder nur darauf drängte sich als erstes an uns zu wenden, uns etwas zu verkaufen, unser Geld zu tauschen, unser Fahrrad zu schieben oder es zumindest einen Moment lang zu halten. Nach geraumer Zeit jedoch hatten wir ein kostenloses Visum erhalten und all unsere verbliebenen Uguya in Westafrikanische Franc tauschen können.

Den Rest des Tages suchten wir aus dem Gemenge frei zu kommen. Abseits des Weges fanden wir nach einigen Kilometern eine Lichtung im Gebüsch zur Nachtruhe.

Unser beider Plan war es nun, gemeinsam in die Hauptstadt Dakar weiter zu treten, dort würden wir uns, wie wir es bereits in Marokko auf unseren Karten erkannten, trennen müssen. Denn Pauls Route führte an der Küste entlang nach Nigeria. Das hieß, er würde via Gambia in Richtung Guinea aufbrechen. Während ich von Dakar aus direkt mit einem Bus nach Mali fahren wollte, um auf diesem Wege in Richtung Sambia weiter zu kommen.

Es waren von hier aus allerdings noch einige hundert Kilometer in die senegalesische Hauptstadt und eine knappe Woche, sagten wir, würden wir dort hin noch gemeinsam unterwegs sein.

Wir wachten auf in einer saftig grünen Vegetation, voll zirpender Grillen, quakender Frösche und Kröten. Überall des schmalen, halb befestigten Weges entlang schwirrten die Vögel durch die blühenden Sträucher am Flussufer oder leuchteten von fern die farbigen Gewänder der Bäuerinnen aus den weitläufigen Ackerfeldern zu uns her. Alles rings um schien bunt und bemalt, geschmückt und verziert. Der Geselligkeit der Leute folgend, wurden wir eingeladen zu kannenweise frischem Minztee, der auch hier zu Lande nach wie vor mit Übermengen Zucker aus der Höhe schäumend in die kleinen ornamentierten Gläser gegossen und zelebrierend drei mal durch die Runde gereicht wurde.

Am folgenden Abend aber, als wir unsere Zelte am Rande eines kleinen Dorfes aufbauen wollten, erfuhren wir, dass dieses hier nurmehr unter Erlaubnis des Chefs möglich sei. Denn nur dieser sei befugt über solche Angelegenheiten zu entscheiden. Also mussten wir zu ihm, zum „chef du village“, dem Chef des Dorfes.

Sein Haus war das erste am Dorfeingang. Ein breit angelegter Weg führte unübersehbar zu ihm. Wir schoben unsere Räder. Scharenweise Kinder begleiteten uns. Und noch weit mehr kamen hinzu als der Chef die Türe öffnete. Ein hagerer hochgewachsener Mann, bekleidet in einer schimmernden, schwarz grünen Robe, trat vor uns. Seinem Blick zufolge schien sich trotz einer sichtbar tief sitzenden Gemütsruhe ein reges Gefallen an seinen Besuchern zu verraten. Der Verständigung halber rief er unverzüglich seinen ältesten Sohn, welcher sich vorstellte als Martin Luther King, der Erstgeborene der ersten der vier Frauen des Chefs, und erklärte, da sein Vater nur Wolof, kein Französisch, spreche, werde er die Übersetzung übernehmen. Auf unsere einzige Frage hin, ob wir in ihrem Dorfe nächtigen dürften, gab es nicht nur keine Einwände, wir sollten unsere Zelte gar im Hause des Chefs aufstellen. Allerdings, beeilte sich Martin Luther King, sei hierfür ein Geschenk angebracht, der Großzügigkeit des Chefs freilich gebührend Anerkennungweisend. Paul und ich durchstöberten lange unsere Taschen, suchend nach irgendetwas für uns Entbehrlichem, bis ich schließlich ein kleines Reflektorklettband fand, welches man sich an den Körper heften kann um besser gesehen zu werden. Wir überreichten es dem Chef. Seine Freude darüber hielt sich in Grenzen, eine Enttäuschung aber verstand er schon im Anfluge durch seine erhabene Art der Gleichgültigkeit zu überwinden. Wir durften in seinem Hause schlafen.

Eine ähnlich Szene spielte sich auch am nächsten Abend ab, als wir in einem kleinen Waldstück am Rande des Flusses ankamen, wo uns sogleich zugetragen wurde, dass für eine Bleibe hier der Chef aufzusuchen sei. Dieses mal erwartete uns ein mächtig breit gebauter Hüne in der Mitte seines Dorfplatzes, im Schatten schwerer Nadelholzbäume, sitzend auf einem Kuhfell, bekleidet in einem altväterlichen Lendenschurz. Wieder umringten uns unzählige Kinder und wieder übernahm eines von ihnen die Übersetzung: „Il faut un cadeau pour le chef – Es braucht ein Geschenk für den

Chef“, legte uns ein kleines Mädchen von eindringlich hypnotisierender Stimme nahe. Diesmal war Paul an der Reihe. Schweren Herzens überwand er sich dem Chef ein Englisch-Englisch Wörterbuch zu überreichen, woraufhin dieser einen stutzenden dumpfen Laut an das Mädchen gab: „C'est pas beaucoup – Das ist nicht viel“, übersetzte uns dieses. „Il n'y a pas les autre choses – Wir haben keine anderen Sachen“, antworteten wir und durften, nach einer Weile angespannten Schweigens, auch in diesem Dorfe schlafen.

Wir fuhren weiter in Richtung Dakar. Wir hatten St. Louise bereits hinter uns und waren in einer Stadt namens Thies angelangt, wo ein Herr auf einem Markte das Gespräch mit und suchte. Dass er Lehrer sei, an einer Schule, erzählte er und dass wir mit ihm gehen könnten, die Schule zu besuchen. Wir willigten ein. Es war kein Unterricht an diesem Tage. Es waren Ferien. Die Klassenzimmer standen leer. Nur Paul und der Lehrer redeten und redeten und schienen aus dem Reden überhaupt nicht mehr herauszukommen. Wir verbrachten schließlich die halbe Nacht mit dem Lehrer, schliefen die letzten paar Stunden in einem der leeren Zimmer und wollten weiter am frühen Morgen. Doch müssten wir davor noch einen Freund besuchen, denn dieser warte schon auf uns und ohne ihn zu sehen, so der Lehrer, könnten wir nicht fahren. Also gingen wir auch noch zu ihm. Sein Name war Osman. Er wartete vor seinem Haus auf uns, saß auf einem Stuhle und hatte vor sich auf dem Schoße eine flache Schale aus Holz, darinnen viele kleine Muscheln lagen. Dass wir gut aufpassen sollten, sagte er, denn er würde nun die Muscheln für uns werfen um dadurch unser beider Schicksal zu erhellen. Osman warf die Muscheln abwechselnd für Paul und mich in die Schale und rief nach den ersten Würfeln entschieden aus, dass wir auf der Stelle unsere Mütter anzurufen hätten, denn diese befänden sich in allergrößter Sorge um uns zwei. Weiter, prophezeite er, werde unsere Reise aber gut verlaufen, ein Unterschied sei nur darin zu sehen, dass ich mich im Gegensatz zu Paul erst noch dem hinzugeben hätte, was mir diese Reise denn wirklich zeige. Und drittens, sah Osman voraus, werde sein, dass wenn wir in unsere gebürtige Heimat zurückkehrten, dort einen jeden von uns sowohl eine Frau als auch eine Arbeit erwarte. Wir fanden, nachdem wir unsere Mütter angerufen hatten, heraus, dass Osman mit seiner ersten Behauptung recht hatte.

Wir traten weiter in die Pedale. Dakar rückte näher und näher doch Paul teilte mir an diesem Tage einen Entschluss mit, den er weit länger schon für sich in Erwägung gezogen hatte. Er werde mitkommen, sagte er, nach Mali. Er werde seinen Weg an der Küste entlang zurückstellen und wir beide würden gemeinsam weiterfahren. Wir würden uns erst dann trennen, entschied er, wenn es sich eben zeigen würde, dass wir uns trennen müssten. Wir beide waren zweifellos froh darüber. Denn zum einen wäre es unabsehbar, was letztlich auf uns zukommen würde, doch hätten wir zu zweit stets die Sicherheit uns helfen zu können. Zum anderen trieben wir uns gegenseitig an, nicht hätten wir gesagt wir unterwürfen uns den Zwängen eines um die Wette eifernden Vergleiches, doch verstanden wir beide immer wieder die Distanzen zwischen uns als Aufforderungen mehr zu geben, nicht stehen zu bleiben und weiter voran zu kommen.

Das Land ward allmählich bewaldete Savanne. Der Wind war gut, die Straße flach, kaum Wolken aber Schatten genug. Die mächtigen Affenbrotbäume ragten wie die Felsen aus der Erde. Wir schauten zu, wie die Bauern hoch in ihre Kronen kletterten und mit der Machete bündelweise rießige Blätter abhackten zum Futter ihrer Rinder, die darunter in großen Herden durch die Ebenen wanderten, und wie Adler über uns am Himmel ihre weiten Kreise zogen, lange Ausschau haltend, langsam ihre Schwingen durch die Luft bewegten, ihre Beute anvisierend, um mit einem Hiebe auf sie abzustürzen.

Einen Tag und eine Nacht noch hatten wir vor uns, ehe wir auch schon die Hauptstadt erreichten. Schlangenweise kilometerlange Staus erstreckten sich schon aus den Vororten Dakars bis hinein ins Zentrum. Qualmende Taxi-Bikes und Busse, Lastkraftpersonenfahrzeugkutschen, überladene Motorrollerwägen. Wir kämpften uns, weit schneller als die meisten motorisierten Gefährte, durch die endlos stockenden Züge und suchten zunächst nach Einrichtungen um Geld zu tauschen. Paul

mit einer ATM-Karte, ich mit Reisechecks. Wir fanden entsprechend Schalter und Banken und machten uns sodann auf zum Busparkplatz. Es hieß es gäbe einen Bus um 15:00 Uhr, der direkt von Dakar nach Bamako fahre, der Hauptstadt Malis. Es war gerade Mittag, wir hatten noch Zeit für einen günstigen Teller Reis an der großen Moschee und standen dann um 15:00 Uhr am Parkplatz, ein Bus aber war nicht zu sehen. Auch um 16:00 Uhr nicht. Dafür kam ein Taxi, das uns ein paar Kilometer durch die Stadt fuhr, bis an eine Baustelle. Wir saßen bis spät in die Nacht auf dem Gelände eines Rohbaus. Wieder kam kein Bus. Dafür ein Minibus, der uns in eine Stadt namens Kaolak brachte. Wir schliefen dort auf dem Boden, doch bauten beide unsere Zelte nicht mehr auf und kämpften bis in den Morgen mit Horden von stechenden Mücken. Als es hell wurde aber, war ein Bus zu sehen und es hieß, würden im Laufe des Tages genügend Passagiere zusammenkommen, werde er auch starten.

Also warteten wir weiter. Drei junge Männer aus Gambia kamen währenddessen auf uns zu: „Tripolis! Tripolis!“, wiederholten sie, denn sie wollten in die Hauptstadt Libyens und von dort aus in ein Land, das Italien hieße. Sie hätten lange gespart, erklärten sie, und ihre Heimat und Familien verlassen und wollten nun nach Europa um dort Geld für ein besseres Leben zu verdienen. Sie hatten um die 100 Euro bei sich, so gut wie kein Gepäck, weder Kleidung zum wechseln, noch eine Decke zum Schlafen, noch hatten zwei von ihnen überhaupt einen Pass und alle drei wussten nicht das Geringste über die Strecke die nun vor ihnen lag: „Le dieu nous va protéger – Gott wird uns schützen“, versicherten sie und blickten uns erwartungsvoll an. „Ça va pas facile – Das wird nicht leicht“, begann Paul, es brauche vielerlei Kenntnisse um von hier nach Europa zu gelangen, fuhr er fort, sichtlich ihre Aufmerksamkeit erregend. Er nahm ein Stück Papier und zeichnete darauf eine Karte, er zeichnete die wichtigsten Stationen und die wesentlichen Verläufe möglicher Routen für sie ein und gab es ihnen. Die drei strahlten vor Zuversicht und Paul ließ nicht auf sich warten, sie weiter aufzuklären, über die Beschaffenheit der Straßen, die Transportmöglichkeiten, die Grenzübergänge und natürlich die politischen Bedingungen, die Konventionen und Richtlinien des Asyls im internationalen Recht, das allen Nationen zukommende Ideal der Menschenrechte..., den Zweck und die Unveräußerbarkeit der Sicherstellung des Friedens und des unversehrten Lebens.... Paul schien aus dem Reden nicht mehr herauszukommen. Er wurde lauter und lauter, die Männer aus Gambia glühten geradezu vor Begeisterung: „Savoir c'est pouvoir – Wissen ist Macht“, triumphierte er vor ihnen, während sie bereits die Güte einer Vorsehung vernahmen. Ich stand die ganze Zeit daneben. Schweigend. Ich sagte kein Wort. Ich wollte aber ich konnte einfach nicht. Es war als wäre irgendetwas noch dazu aber es war überhaupt, ich konnte nicht weil es unmöglich war, es wäre alles absolut aber es war schon Nachmittag geworden und der Bus startete. Er war randvoll bis auf den letzten Platz. Wir verließen die Stadt in Richtung Nord-Osten. Der Fahrer raste, als müsste er die letzten zwanzig Stunden zurückholen, über die Buckel und Schlaglöcher des maroden Untergrundes, als drohten wir jeden Moment dadurch zu kippen. Ich wusste nicht wie lange das noch gehen würde, nur der Dampf und die drückende Luft, die stickigen Hitzewallungen und das ständig flackernde Licht im Beschlag der nassen Fensterscheiben, alles verklebt und undurchsichtig, bis sich plötzlich wie durch einen Schlag mir der Magen drehte, mir die Luft im Bauch verschnürte wie ein pochendes Gedärm ich wollte raus hier auf der Stelle nur doch konnte nicht weil alles eingepfercht im Sitze krümmte sich nur.... „Lasst mich raus nur lasst mich.... Nein..... nein es ist nichts.... ich spüre nichts, überhaupt nichts.“ Ein alter Mann mit furchigem Gesicht und meliertem Turban saß neben mir, es war als läge ihm irgendetwas auf den Lippen, als wollte er mir etwas sagen, doch wandte er sich immer wieder ab von mir: „Nein, es ist nichts, es sind keine Schmerzen..... nur Luft...nur Wind und Luft....“ Er schien mich nicht wirklich zu beachten. Ich bewunderte ihn, allein schon wegen seiner dunklen Haut und seines furchigen Gesichtes, aber seine unzugänglichen, nach innen gewandten Blicke und die heimlichen Zuckungen auf seinen Mundwinkeln.... plötzlich hielt der Bus – ein Stau, eine Baustelle oder eine Ampel, ich stürzte über den Alten hinweg, nach vorne, aus der Türe, in die nächsten Büsche ein, entleerte mich aus allen Öffnungen..., der Fahrer hupte unaufhörlich..., ich beeilte mich zurück auf meinen Platze und verweilte regungslos. Wir fuhren lange weiter. Mitten in der Nacht hielten wir erneut. Wir hatten die Grenze nach Mali erreicht.

Kapitel 4

Mali

-

Die Gottesanbeterin und der Chabel

Nachdem wir die Nacht im Bus oder daneben auf Matten verbracht hatten, öffneten im Morgengrauen die Soldaten den Verschlag ihrer Grenzhütten. Sie hatten zunächst die Pässe aller Passagiere eingesammelt um dann der Reihe nach jeden einzeln aufzurufen, persönlich vor den Oberst zu treten. Der brüllte einem dann so laut er konnte die Frage nach dem Reisemotiv und den Preis für das Visum entgegen – 15.000 Franc, etwas mehr als 20 Euro – wobei diejenigen, die keine Pässe hatten, separat angeschrien wurden, Aufschlag zahlen mussten und dann auch wieder in den Bus einsteigen durften.

Wir fuhren weiter die Strecke über Kayes und waren in der nächsten Nacht in Bamako angekommen. Wir blieben dort bis es hell wurde am Bahnhof, richteten unsere Räder her und traten mit einem regen Verkehr los in die Hauptstadt Malis. Zahllose Touristenführer brachen mit einem Ruck aus ihrem dösenden Halbschlaf als sie zwei Weiße an ihnen vorbeiziehen sahen: „Djinger! Djinger!“, warben sie lautstark um Besichtigungsfahrten zur großen Moschee des Landes, doch zielte unser beider Plan lediglich auf etwas zu essen ab, und fanden wir sogleich an einer Böschung neben der Hauptstraße ein kleines Restaurant, bestehend aus einem Blechgestell voller Holzkohle und zwei am Boden liegenden Betonplatten mit eimerweise Wasser und dem nötigsten Geschirr darauf. Wir leisteten uns reichlich Nudeln oder Bohnen und gedachten gerüstet für den Tag, weiter gen Süden aufzubrechen. Also verließen wir die Stadt über die Brücke am Nigerfluss und fanden uns nach wenigen Kilometern in einem trockenen und kargen Savannenland wieder.

Weit gekommen jedoch waren wir nicht, denn ein Blick auf Pauls Füße ließ uns abrupt zum Stehen kommen. Sein linker wie rechter Fuß waren plötzlich ballonartig angeschwollen. Er hatte die Mückenstiche der vergangenen Nächte aufgekratzt und sich dadurch eine Entzündung geholt. Es war eine von Pauls unwiderruflichen Überzeugungen, von Anfang an und nahezu ausschließlich, in blauen ausgetreten Surferbadeschlappen zu reisen, in denen er stets barfuß war. Dem Risiko der Mückenstiche trotzte er folglich konsequent durch das strikte Vertrauen auf seine beharrliche Eigensinnigkeit.

Wir traten weiter in ein Dorf namens Senou. Ein Apotheker dort verschrieb Paul eine Packung Antibiotika und riet uns zu einer mehrtägigen Ruhepause. Für eine Bleibe derweil, empfahl er, im Gemeinderathaus zu fragen. Wir folgten seinen Vorschlägen und erhielten, als wäre dies hier selbstverständlich, den Versammlungsraum des hiesigen Rathauses jeden Abend als Zeltplatz zur Verfügung gestellt.

Senou schien ein der Größe nach überschaubares Dorf. Es hatte ein paar hundert Einwohner, war ost- und westseitig an die Hauptstraße angelegt und sperrte diese am Ortseingang durch eine übergroße Polizeibarriere ab, an welcher durchgängig bewegter Betrieb herrschte. An die Barriere anschließend befand sich ein kleiner Markt- und Handelsplatz von spärlich mit Planen überdachten Holzschuppen, dienend als Lebensmittelläden und gestampften Bodenflächen als Lagerräumen. Der Platz war stets voll von kundigen Handelsleuten, geschäftigen Bauern, sorgenden Müttern und mit scheppernden Blechbüchsen ausgerüsteten bettelnden Kindern. Hinterhalb, von der Straße abgewandt, erstreckten sich durch ein verwuchertes Netz schmaler Fußpfade, ineinander verflochten die Wohnsiedlungen der kleinen, zumeist mit Blechabdeckungen überzogenen Behausungen.

Es dauerte keine Zeit lang, ehe die ersten Leute aus dem Dorfe ihrem Interesse an uns folgten. Zwei Jungs, Daura und Mousa mit Namen, kamen unverwandten Blickes auf uns zu. Mousa sprang geradewegs vor Freude als er uns sah, denn er war Touristenführer und unverzüglich lud er uns ein auf eine Runde Tee, präsentierend dabei seinen ausgefeilten Plan, mit uns die großen Sehenswürdigkeiten Malis zu bereisen. Als wir sein Angebot nach dem ersten Glas allerdings ablehnten, war das zweite Glas bereits kalt und das dritte fiel ganz aus.

Auch Daura lud uns ein. Wir folgten ihm, gemeinsam mit Mousa, zu sich nach Hause, wo uns eine ganze Familie erwartete und sich nach und nach immer mehr Freunde und Verwandte hinzugesellten, so dass wir die folgenden Tage von diesem Platze schon kaum mehr weg kamen.

Denn Unmengen von Fragen richteten sich an uns und Paul versäumte es freilich nicht, auf jede einzelne ausführlich einzugehen. Daura und seine Freunde beklagten die Umstände ihres Landes. Vor allem das Problem ihrer Arbeitslosigkeit. Sie alle hätten Studium oder Schule abgeschlossen und könnten doch nichts tun als zu Hause zu sitzen und Tee zu trinken. Europa hingegen, zogen sie den Schluss, sei das große Los, das einem alles von vorn herein in die Hände lege, denn sogar diejenigen, die keine Arbeit leisteten, bekämen von der Regierung noch Geld dafür. Paul erwiderte, weniger gereizt von ihren Urteilen als vielmehr gelassen über ihre einfache Aufklärung, dass eine demokratisch verfasste Politik, zwar stets beauftragt sei, für ein größtmögliches Wohl ihrer Bürger zu sorgen, denn gerade dies legen ihre Grundrechte dar, gerade dies müsse dem Bewusstsein der Eigenverantwortung einer Gesellschaft entspringen...., doch folge daraus weder ein Europa, das notwendig frei von Problemen sei, noch eine Garantie auf ein geglücktes Leben übernehmen könnte.... Paul redete und redete wieder unaufhörlich und während er dabei noch alle in einen Bann zu ziehen schien, griff er selbst nach einem kleinen Tier, das er vor sich auf dem Boden sah. Er nahm es, für alle deutlich sichtbar, in seine Hand und setzte es behutsam auf dem Rücken seines Unterarmes ab. Es war eine Gottesanbeterin. Er fixierte sie durchdringenden Blickes mit seinen Augen und verfolgte jede einzelne ihrer Bewegungen, studierte jede Regung ihrer zarten Fühler und fragilen Gebeine, analysierte ihren Kopf und ihre Glieder, wie sich im aller Kleinsten fließend zu verändern schien, was sich im Großen auswirkte als plötzlicher Sprung von Einem ins Andere. Ich sagte kein einziges Wort dazu. Daura staunte nurmehr, ebenso wie Paul selbst und alle anderen staunten, als wäre dies hellgrün leuchtende Insekt ein bis zur Vollkommenheit geschaffenes Wesen. Nur Mousa pendelte noch zwischen Verwunderung und Verständnislosigkeit, driftete dann aber, über eine zunehmende Nervosität, in eine sichtliche Angewidertheit ob der ganzen Sache ab. Ich konnte nicht mehr anders als mir nur noch die Hand vor den Mund zu halten und mein Schweigen darob zu verhärten, bis zur Bewegungslosigkeit meines ganzen Körpers.

Es war bereits später Nachmittag geworden, als Dauras Schwestern Paul und mir die Kleidung zurückgaben, die sie für uns gewaschen hatten. Dass wir jetzt gehen müssten, waren sich alle einig, denn in Kürze sollten wir auf dem Dorfplatz sein. Es war die Rede von einem traditionellen Tanz, welcher an diesem Tage in Senou abgehalten werde und welchen wir unbedingt sehen müssten.

Nahezu das ganze Dorf war dort versammelt, halbkreisförmig und eng aneinander geschmiegt um eine sandig ebene Fläche vor einer großen Lehmsteinmauer, davor drei Männer mit schweren Trommeln standen. In jenem Moment als Paul und ich dort ankamen, fielen die suchenden Blicke aller umgehend auf uns, fragend danach, wer von den beiden Weißen denn nun tanzen werde. Paul antwortete ohne zu zögern entschlossen, dass er beim besten Willen nicht tanzen werde. Ich aber entschloss, ebenfalls ohne zu zögern, dass ich tanzen werde. Ich musste dazu lediglich, wie es verlangt wurde, meine Schuhe ausziehen um barfuß die Fläche betreten zu dürfen. Die Dorfbewohner jubelten und klatschten und die Männer begannen zu trommeln. Ich zog meine Schuhe aus, stellte mich in die Mitte des Platzes und begann zu tanzen. Nach wenigen Augenblicken aber wurde ich wie wild erschrocken wieder heruntergezogen, denn ich erzürnte den Chabel, hieß es, und musste auf der Stelle eine Frau statt mir tanzen, woraufhin sogleich eine gewichtig gebaute Frau in einem blauen Umhang auf die Fläche eilte und starren Blickes mit weit aufgerissenen Augen im Kreise ging. Die Männer trommelten lauter, die Frau wurde schneller, ihre Bewegungen ruckartiger und kantiger, ihr Mund öffnete und schloss sich immerzu, wobei sie nichts als abgehackte Laute aus sich stoß, bis urplötzlich ein unablässiger Schwall von Worten aus ihrem Munde drang, woraufhin wiederum einige der Dorfbewohner mit einem Schlage zu schreien oder zu weinen begannen. Nach einiger Zeit schien das ganze Geschehen von einem Rat alter Männer genauer gedeutet.

Paul und ich verstanden kein Wort. Es wurde ausschließlich Bambara gesprochen, eine der Landessprachen Malis: „C'est le chable, qui parle par la femme! – Es ist der Chabel, der aus der Frau spricht!“, hatten sie uns immer wieder erklärt.

Es waren fünf Tage vergangen in Senou als Pauls Füße wieder ihren Normalzustand erreichten. Wir konnten weiter. Mousa hatte uns zugesichert Transport für uns ausfindig zu machen, da sein Großvater angeblich im Besitz einer Spedition wäre. Unbedacht gaben wir ihm das Geld für eine Mitfahrt im Voraus und er war damit verschwunden. Es kam zu einem Streite mit zunehmend aufgebrachten Dorfbewohnern, der aber letztlich darin endete, dass Paul Daura davon überzeugen konnte, das Geld wieder von seinem Freund zurückzuholen. Wir suchten sodann selbst nach einer Mitfahrgelegenheit, verhandelten dazu bis spät in die Nacht mit den Leuten an der Polizeibarriere, doch kam es unerwartet und plötzlich zu einen heftigen Regensturz. Ein Taxifahrer gewährte uns die Nacht in seinem Wagen zu verweilen. Als es wieder hell wurde und der Regen nachgelassen hatte aber, stand ein LKW vor der Barriere. Wir fragten an und bekamen einen Platz, luden unsere Räder auf und starteten in Richtung Süd- Osten, fuhren die bewaldeten Straßen durch Bougouni und Sikasso und erreichten schon bald die Grenze nach Burkina Faso.

Kapitel 5

Burkina Faso

-

Die Sterne der großen Meister

Er konnte kaum Lesen und Schreiben und tat sich mit dem Sprechen so schwer wie mit dem Sitzen auf seinem Stuhl. Die prüfenden Blicke seiner Vorgesetzten erleichterten ihm seine Arbeit ebenso wenig wie der Irische und der Deutsche Pass den Paul und ich ihm vorlegten. Dennoch schaffte es der Leutnant am Grenzposten von Mali nach Burkina Faso, mit viel Zeit und Mühe, gewissenhaft die Stempel für die Visa auf den freien Seiten der Pässe abzudrücken – wir durften einreisen.

Wir schliefen die anbrechende Nacht im Anhänger des Lastwagens. Der Fahrer weckte uns um 4:00 Uhr früh. Wir durchquerten das Hochland von Bobo Dioulasso nach Ouagadougou als sich vor uns der Horizont erhellte und die Morgensonne aus den schattigen Baumwipfeln aufsteigend die Savanne wieder mit Licht durchflutete. Wir stiegen, in Ouagadougou angekommen, auf unsere Räder und traten los, folgten immerzu der einzigen Straße nach Osten, passierten ein urtümliches Leben von Esel- und Ochsen gespannen, die neben uns aus den Fluren und Feldern zwischen den wilden Akaziensträuchern und dem schilfhohen Gras hervorzogen, von Unmengen in Lumpen gehüllten Kindern, die uns hinterher liefen, rufend: „Cadeau! Cadeau! - Geschenk! Geschenk!“ , oder von Frauen, die vor ihren stohgedeckten Buschhütten über den qualmenden Feuerstellen kiloweise Reis und Bohnen kochten oder zentnerweise Bananenstauden und frische Wassermelonen an den Straßenrändern feilboten.

Es waren von Ouagadougou bis zur Grenze im Osten des Landes um die 400 Kilometer. Tag um Tag traten wir wieder in die Pedale, stellten unsere Zelte über Nacht in die Büsche und fuhren am nächsten Morgen weiter. Wir hatten Zorgo, Koupela und Fada Ngourma bereits hinter uns, als wir in Richtung Kantchari auf einen stehen gebliebenen Laster trafen. Vier Ghanesen warteten auf ein Ersatzrad aus Accra, der Hauptstadt ihres Landes. Und zwei von ihnen erzählten uns sogleich sie seien auf dem Wege nach Europa. Kaum Geld, kein Gepäck und keine Kenntnisse über den Verlauf der Strecke. Die Geschichte wiederholte sich. Paul zeichnete eine Karte mit den wichtigsten Stationen von hier bis zum Mittelmeer und klärte sie über alles mögliche auf. Ich stand daneben und sagte kaum irgendwas. Seit einer Woche warteten die Vier bereits hier. „C'est déjà le 24. – Es ist schon der 24.“, meinte einer von ihnen. „C'est mon anniversaire – Das ist mein Geburtstag“, sagte ich daraufhin. Die Ghanesen lachten und reichten mir eine Blechtasse Schwarztee. Paul indessen war verschwunden und kehrte erst nach einer Weile wieder. Er hatte irgendwo ein kleines liniertes Schulheft aufgetrieben: „That might be good for you to write things down... - Das könnte gut für dich sein um Dinge aufzuschreiben...“, beglückwünschte er mich, denn er selbst hatte jeden Tag geschrieben. Er führte Tagebuch von Anfang an und suchte auch mir das Schreiben nahe zu legen. Ich fühlte mich kraftlos und müde, bemerkte eine Erkältung mich überkommen und fiebrige Zustände sich anbahnen, meine Glieder schmerzten, meine Muskeln zitterten. Auf der anderen Seite der Straße stand ein ramponierter Transporter. Er wäre auf dem Weg nach Makalondi, der Grenze nach Niger. Wir baten um eine Mitfahrt, denn ich konnte nicht mehr länger auf das Fahrrad steigen. Der Fahrer willigte ein, er wollte nur unser beider Adressen als Gegenleistung, denn auch er wäre auf dem Weg nach Europa. Wir gaben sie ihm, woraufhin er sich geweckter Hoffnung vor uns kniete und uns nurmehr unablässlich die Hände küsste.

Es war Abend geworden. Wir ruhten noch eine Nacht in den Zelten und traten am frühen Morgen hin zur Grenze. Nach einer seltsam stillen und menschenleeren Gegend tauchten plötzlich erste Polizei- und Armeesperren auf. Pass- und Gepäckkontrollen gewährten noch Durchfahrt bis Makalondi, dann war Endstation. Scharenweise sammelten sich die Leute auf einem umzäunten Gelände. Überall aufgebrachte Mienen, strittige Verhandlungen, Geschrei und Beschimpfungen. An der Grenze nach Niger würden keine Visa mehr ausgestellt. Die Migrationsströme seien längst zu groß. Es müssten Anträge in entsprechenden Konsulaten gestellt werden um Aufenthalts- oder Durchgangserlaubnis zu erhalten. Dies gelte ausnahmslos, auch für Paul und mich. Wir müssten zurück nach Ouagadougou und dürften nur unter dortiger Bewilligung zurückkommen, ansonsten nicht. Wir versuchten auf der Stelle alles erdenkliche um die Bediensteten und Offiziere zu überreden, boten ihnen Geschenke, Geld, Adressen, Kontakte, riefen bei der deutschen Botschaft in

Niamey, der Hauptstadt Nigers, an, um von dort aus eine Sondererlaubnis zu erhalten, doch alles ohne Erfolg. Die Botschaft verwies uns wie die Grenzzoffiziere nur auf das Konsulat in Ouagadougou.

Wir saßen ratlos fest. Wir konnten nicht weiter und wollten nicht zurück, kreisten in Gedanken hin und her und kamen doch zu keinem Entschluss, bis plötzlich ein weißer Geländewagen auf den Platz fuhr, vorne auf, zeigend ein auffallend großes Emblem: Ein auf Wellen schwebendes Kreuz, vor dem Horizont einer aufgehenden Sonne. Es waren Missionare und Pastoren der „eglise neo apostolique – der Neuapostolischen Kirche“, und ihre beiden Oberhäupter sprachen offenkundig Deutsch. Umgehend bekannte Paul sich zu seiner streng katholischen Ader und ich erklärte dem Bischof unsere missliche Lage. Doch wurde schnell klar, dass nicht einmal die Kirchenväter es vermochten, auf das Gesetz an dieser Stelle Einfluss zu nehmen. Allerdings, beruhigten sie uns, würde ihr Fahrer, Daniel, kommenden Montag nach Ouaga fahren und würde sich die Kirche selbstverständlich der Anliegen von Monsieur Paul und mir annehmen.

Es war Freitag, wir verbrachten das Wochenende im Niemandsland zwischen Burkina und Niger und tatsächlich stand am Montag Daniel mit dem Wagen der Kirche vor uns und nahm uns mit. Die Grenzzoffiziere verstaute unsere Räder in ihren Hütten. In vier Stunden waren wir zurück in Ouaga, wurden versorgt und untergebracht und erhielten, da Daniel ein wohl bekannter der dortigen Behörden war, ohne Fragen und kaum einer Wartezeit, eine Bewilligung für ein einmonatiges Visum.

Wir hatten gar noch Gelegenheit uns die Stadt näher anzusehen und landeten dabei auf einem tummeligen Kunst- und Handwerksmarkt, wo Paul zu seiner höchsten Freude irgendwo zwischen den konkurrierenden Tuaregs und Rastafaris einen alten Sammelband „American Literature – Amerikanische Literatur“ fand. Zwar hatte Paul einige Bücher bei sich, Conrads „Heart of Darkness“, Camus „Sisyphos“ und einige andere, doch alle längst gelesen und schien dieses mehrere tausend Seiten schwere Buch ihm gerade gelegen. Seinen Ratschlag, mich ebenfalls mit Literatur zu versorgen, lehnte ich getrost ab, denn auch ich hatte Bücher bei mir, Goethes „Werther“ und Nietzsches „Zarathustra“, hatte aber nur das erste geschafft zu lesen und blieb irgendwo im zweiten auf unabsehbare Zeit stecken.

Nach einigen Tagen nahm uns Daniel wieder mit zurück nach Makalondi. Wieder war es Abend geworden als wir dort ankamen und wieder stellten wir unsere Zelte in den Büschen der verlassenen Savanne auf: „This just blows you away – Das bläst dich einfach nur weg“, rief Paul dabei wie jeden Abend im stauenden Rausche ob des aufgehenden Nachthimmels aus. Das ganze Universum strahlte gleich einer Kuppel unendlich vieler Sterne auf uns nieder und Paul ließ seinen Gedanken darob freien Lauf. Er begann zu erzählen, von sich zu Hause, von seiner Heimat und seiner Familie, besonders aber von sich und seinem Vater, von ihrem Leben voller gemeinsamer Unternehmungen: „My dad reeeaaally loves sports... - Mein Vater liebt Sport über alles...“, holte er aus und schilderte mir sogleich schwelgend ihrer beider Begeisterung dafür: „...fottball... World Cup..., Zidane, he's the best... - Fußball... Weltmeisterschaft, ..., Zidane, er ist der beste...spielerisch, perfekt... das technische Geschick... kaum zu überbieten.... kein anderer überblickt das Spielfeld so exakt... ein Spielmacher.... virtuos.... ein Taktiker.... wie er es im Auge hat.... alles zur richtigen Zeit.... Flanke, Kopfball....“

„And my fahter likes football too... - Und mein Vater mag auch Fußball...“ unterbrach ich ihn, „und ich auch.... manchmal“, fuhr ich fort „aber es ist anders.... es ist nicht wie bei euch.... wir reden nicht darüber.... wir können nicht darüber reden.... irgendwie vielleicht aber.... mein Vater ist nicht mehr gesund.... schon lange nicht mehr.... und ich weiß auch nicht... wie lange noch...“ und ich hörte wieder auf zu sprechen und „Alkohol“ war dann mein letztes Wort. Dann war ich wieder still geworden und sagte nichts mehr.

Aber auch Paul sagte nichts mehr und ließ mich bemerken wie klar und deutlich er doch jedes Wort gehört hatte, das ich gesagt habe und wurde mir dadurch sogleich, als hätte ich mich einen Moment lang selbst mit seinen Augen sehen und meinen eigenen Zustand gleichsam von außen erblicken können. Ich erkannte eine Last in mir, eine Last, von der Paul anscheinend frei war, doch deren

Bedeutung er genau zu verstehen schien.

Es war nicht, dass sich nun an der unterschwellige Neid, den ich immer wieder gegen Paul ob seiner Reden und seines Wissens empfand, auflöste, ebenso wenig wie die unausgesprochene Konkurrenz, in der wir uns beide nahezu ständig befanden, doch erkannten wir beide einen Unterschied zwischen uns, der uns einander zweifellos klarer sehen ließ als bisher.

Weiter verstand ich für mich meine eigene körperliche und seelische Verfassung an diesem Punkte, weder als Aufruf zu einem zur Ruhe kommen, noch als bedrückende Entmutigung meiner eigenen Person, sondern vernahm im Gegenteil vielmehr eine trotzensche Gewissheit von Stärke in mir, geradezu als sei es ein Gesetz der Natur, dass ein Leiden nur dazu diene, mehr an Kraft zu schaffen. Und nicht zuletzt waren sowohl Paul als auch ich an dieser Stelle vor allem von Freude und Zuversicht erfüllt, da wir wussten, wir konnten nun endlich nach Niger.

Kapitel 6

Niger

-

Das Lachen Didiers

Die Offiziere Makalondis stempelten unsere Pässe und holten unsere Räder aus dem Schuppen. Wir konnten los. Es waren an die hundert Kilometer nach Niamey. Die Sonne glühte. Flimmernde Hitze lag auf der nach wie vor asphaltierten Straße. Blähbäuchige Kinder trieben abgemagerte Rinderherden über verdorrte Weideflächen, spindeldürre Bauern, geschmückt mit Ringen, Perlen und Ketten, stolzierten über ihren brachen Boden und sammelten Holz, und Paul und ich staunten, ob der verschrobenen Ästhetik einer millionenfach geteilten Arbeitswelt, wie sie sich in den Gestellen blinkender Mobilfunktürme widerspiegeln, die nebst der kleinen Lehm- und Strohhütten aus der Erde in den Himmel ragten.

„We could find free camping with Jesus – Wir könnten freies Campen bei Jesus finden“, dachte Paul voraus, als wir am Abend die Stadt erreichten. Also suchten wir die „Neuapostolische Kirche“ und erzählten dort von unserer Bekanntschaft mit dem Bischof, Paul unter nachhaltiger Betonung, selbst angehender Pastor in Irland zu sein. Ein Sekretär und eine Sekretärin stellten uns unweigerlich eine Art Veranda, einen erhöhten Anbau hinterhalb ihres Bürogebäudes neben der Kirche, als Zeltplatz zur Verfügung.

Wir richteten uns ein und studierten einmal mehr unsere Karten. Es waren gut 80 Tage vergangen seit unserer Begegnung im Norden Marokkos und wir waren nun in einem Nachbarstaate Nigerias angelangt, Pauls ursprünglichem Zielort. Auf meiner Route nach Sambia aber war noch der Tschad, die Zentralafrikanische Republik und die Demokratische Republik Kongo zu durchqueren. Doch schienen gerade diese drei Länder für Paul ein nicht abzulehnendes Angebot, welches ihn ein weiteres mal den Entschluss treffen ließ, seinen Wege nach Nigeria zurückzustellen und unsere Reise gemeinsam fortzusetzen: „The more countries I reach the better – Je mehr Länder ich schaffe, desto besser“, war Pauls Devise.

Wir hatten aus unseren Fehlern gelernt und wollten nicht nocheinmal vor einer Grenze ohne Visa stehen, also gingen wir direkt zur Botschaft des Tschads in Niamey, um dort eine Einreiseerlaubnis zu beantragen. Wir warteten über Stunden in einer ausgeräumten Lagerhalle, auf deren Boden nichts stand als ein verzogener Furniertisch, bis ein Botschafter kam und uns darüber aufklärte, dass es schwierig sei, derzeit ein Visum für den Tschad zu erhalten, denn in Abéché, im Osten des Landes, werde wieder gekämpft, eine Ausweitung der Darfurkrise. Man müsste eine Antwort aus der Hauptstadt N'Djamena abwarten, erst dann könnte man sehen ob eine Einreise möglich sei. Also mussten wir warten.

Wir saßen auf unserer Veranda an der Kirche. Paul auf der einen Seite, vertieft in „American Literature“, schrieb und las abwechselnd und sprach mir alle zwei Stunden die Empfehlung aus, die Werke Henry David Thoreaus zu lesen, ich auf der anderen, schrieb nichts und las kaum etwas, saß irgendwo auf Nietzsches glückseligen Inseln fest, aß eine Melone und spuckte die Kerne aus, bis wir plötzlich unverhofft zwei junge Männer unten am Hofe sahen und mit ihnen ins Gespräch kamen.

Ihre Namen waren Destin und Didier. Die beiden kamen zu unserem Erstaunen aus dem Kongo angereist. Destin hatte Arbeit bei der Kirche gefunden und Didier, der durchweg nur lachte, schien selbst nicht genau zu wissen, was er hier letztlich machen würde. Doch er war es schließlich, der uns etwas erzählte, das für unsere Reise von besonderer Bedeutung war. Denn er erzählte, dass er in den Wäldern des Kongos mit einem Stamm der Pygmäen gearbeitet habe, einem Volke, wie er uns anvertraute, von völlig ursprünglicher, von der Zivilisation vollkommen unberührter Lebensweise, einem wahren Naturvolk. Und er habe einen Freund, fuhr er fort, sein Name sei Morice, und dieser sei nach wie vor an jenem Ort und wenn Paul und ich wollten, könnten wir ihn auf unserer Reise besuchen, denn dies wäre, so Didier, mit Sicherheit eine große Erfahrung.

Paul stimmte dem Gesagten durchaus zu. Es wäre zweifellos eine große Sache, einen Stamm der Pygmäen zu besuchen. Ob es sich allerdings mit seinen letztendlichen Reiseplänen vereinbaren ließe, könne er noch nicht sagen, denn dies komme immer darauf an, aber wäre es ihm ein weiteres denkbares Angebot und werde er früher oder später sehen, wie er sich entscheiden werde.

Auf mich hingegen wirkte die Sache wie alles andere als ein Angebot und hätte ich weder in mir selbst noch die Freiheit einer Wahl, oder im Antreffen Didiers die Möglichkeit eines Zufalls sehen können, denn schon im ersten Augenblick meiner Verblüffung ob seiner Worte, ergriff mich eine absolute Gewissheit. Didier hatte von etwas gesprochen, das ich als Traum seit jeher in mir trug, von einem Volk in den Tiefen des Waldes, einem wahren Naturvolk, von Menschen unberührter, reiner Ursprünglichkeit, denen ich mich verbunden wusste, gleich zu meinem eigenen Selbst. Ich hegte keine Zweifel daran, durch Didier den eigentlichen Sinn meiner Reise entdeckt zu haben, denn durch ihn fügte sich offenbar wieder, was immer schon zueinander gehörte. Meine Träume hatten geahnt, was durch seine Worte den Weg in die Wirklichkeit gefunden hatte. Ich musste in den Wald zu Morice und den Pygmäen, denn dort, wusste ich, würden sie auf mich warten.

Er zeigte uns den Ort auf der Karte und schrieb uns die Namen der Dörfer auf, durch die wir zu ihnen kämen. Ich brauchte nichts mehr zu sagen und nichts mehr zu denken. Mein Körper, meine Muskeln und Glieder lösten ihre Spannung – endlich, endlich war geschehen, was geschehen musste. Die Bäume am Hofe der Kirche wurden Bäume, die welken Blätter vor mir am Boden wurden welche Blätter am Boden. Alles ward unmittelbar zu dem, was es war, und zeugte von nichts als der vollen Berechtigung seiner selbst. Die Welt schien erwacht als lebendiges Wesen, in das niemals dürfte eingegriffen werden, das niemals dürfte verletzt werden, denn es geschah und bewegte sich von selbst und es würde alles genau dort hin führen, wohin es gehörte.

Ich ging langsam durch das raschelnde Laube auf dem Pflaster des Hofes und glaubte noch einen Moment lang bei jedem Schritte bewusst darauf achten zu müssen, keines der brüchigen Blätter zu zertreten, doch vernahm ich im ersten knacksenden Laute, wie es mir das Blatt auf der Stelle verzieh und das Gefühl unserer Versöhnung nur noch tiefer in mich einsank. Ich stand vor dem Nebengebäude der Kirche und ließ meine Augen sanft über die Fassade ihrer Außenwand gleiten, spürte das Licht ihres gelblichen Putzes als läge ich selbst eingebettet in den kleinen Furchen zwischen ihren körnigen Rieseln. Mein Körper bewegte sich, wie von der Kraft eines Schwerefeldes gehoben, hinüber an das hintere Eck des Gebäudes. Im getragenen Zustand einer bedingungslosen Bejahung schaute ich in eine Spalte zwischen dem Haus und einem daneben angrenzenden Zaun. Der abgebrochene Stil eines Rächens lehnte vor mir an der Wand. Ich umgriff ihn, hob ihn leicht an und lehnte ihn, ein kleines Stück versetzt, wieder zurück an seinen Platz. Ich wandte mich um und ging über die Hofffläche zurück in Richtung Veranda. Es war ein Fleck substanzloser Transparenz in der Luft, wie er unter dem goldig gefärbten Laubbaum am Hofe der Kirche hing, der einem flüchtigen Gedanken verhalf, sich aus seiner Heimlichkeit zu lösen. Obgleich ich es im Grunde längst gewusst hatte, denn es hatte sich angebahnt von Anfang an und hätte anders nicht sein können. Ich hatte eine höhere Bestimmung, einen wahren Sinn, der einzig und alleine mir zugewiesen war. Didier hatte von meinen Träumen gesprochen. Morice und die Pygmäen warteten auf mich im Walde des Kongos. Ich wusste es..., nur Paul..., dass er überhaupt noch hier gewesen war, dass er überhaupt noch neben mir stand, als leeres Abbild, als Schatten ohne jede innere Bedeutung, seine Zwecke auf nichts gerichtet, als eine äußerliche Profilierung, sich selbst inszenierend auf Reisen durch abenteuerliche Staaten, sich zwanghaft photographierend um sich anschließend auch noch zu publizieren, die Lüge und die Verblendung eines Menschen, verzweifelt um die Identität eines Helden ringend, gesellschaftlichen Ruhmes, Bewunderung und Anerkennung wegen, aber die wirkliche Bedeutung des Lebens nicht im geringsten jemals zu begreifen im Stande.

„There's a lot going on at this time – Es passiert eine Menge zurzeit“, wiederholte er permanent. Wir hatten November 2008. Die Auswirkungen einer globalen Finanzkrise, meinte er mich wieder aufzuklären, wären, gerade jetzt nach dem Zusammenbruch der amerikanischen Investmentbank, ebenso erschütternd wie unabsehbar, dennoch könnte die veränderte Führungsrolle durch Obama als Grund zur Hoffnung gelten. Allerdings bräuchte es stets ein klares Bewusstsein über die herrschenden Strukturen der Welt. Nicht zuletzt gehöre es zu den entschiedensten Aufgaben einer demokratischen Gesellschaft, dass sich Intellektuelle dieser Verantwortung annehmen, wie der Linguist und Kritiker Noam Chomsky. Dieser hätte erst kürzlich einen Aufsatz publiziert, hatte Paul

mitbekommen, und eben diesen bräuchte er jetzt. Es gäbe eine von der amerikanischen Botschaft geführte Bibliothek, nur ein paar hundert Meter weg von unserer Kirche. Also müssten wir dort hin. Die Wachmänner kontrollierten unsere Pässe und leiteten uns durch die Laserscanner in den Lesesaal. Paul ging an den Computer, druckte Chomskys Aufsatz aus, und druckte weiter mir etwas aus, von dem er mir erklärte, dass es mein Denken auf den Punkt bringe: Eine Abhandlung über den Begriff Solipsismus, was so viel bedeuten würde wie, dass außer einem selbst und den eigenen Vorstellungen gar nichts existiere: „That's exactly what I mean - Das ist genau was ich meine“, bestätigte ich ihn, wie vom Blitz getroffen.

Über zwei Wochen waren vergangen in Niamey und wir glaubten schon nicht mehr daran, bis es tatsächlich geschehen war. Eine Antwort aus N'Djamena lag vor. Wir durften aus der Lagerhalle in den ersten Stock des Gebäudes gehen. Ein Herr in einem strahlend weißen Turban erhob sich aus seinem mit Leopardenfellen überzogenen Ledersessel und trat zwischen glänzenden Vasen und polierten Masken auf uns zu, entschuldigte sich vielmals für die lange Wartezeit: „...mais le Tchad, c'est pas facile...“, aber der Tschad sei eben nie ganz einfach. 15.000 Franc bekomme er nun bitte von einem jeden, um die 25 Euro. Die Visa würden dann ab Einreise einen Monat lang gültig sein. Und er wünsche noch alles Gute.

Wir hatten was wir brauchten und konnten weiter. Es waren zur Grenze um die 1500 Kilometer. Wir rüsteten uns aus mit reichlich Wasserreserven, denn Niamey hatte noch Aufbereitungsanlagen. Und würden wir im Folgenden kein sauberes Wasser mehr bekommen, sicherten wir uns zu, hätten wir noch immer den Kocher um es abzukochen und zu reinigen. Wir verließen die Stadt mit einem Lastwagen, durchquerten Birnin Konni und stiegen außerhalb Maradis auf die Räder. Paul fuhr voraus, ich folgte ihm.

Das Land wurde ärmer, die Verhältnisse bizarrer und schwerer. Zunehmend Verletzte, Verkrüppelte und Erkrankte befüllten die Dörfer, kauerten am Boden, bettelnd nach Nahrung oder warteten in Schlangen vor Hospitälern auf medizinische Versorgung. Die Ernährung lag auf aus Hilfslieferungen verbliebenen Süßigkeiten oder getrockneten Heuschrecken, die Kleidung erstreckte sich über schillernde Ballkleider bis zu pelzigen Skianzügen oder fiel gänzlich weg. Kinder liefen barfuß durch den glühenden Sande oder thronten wie die Könige auf den Gipfeln dampfender Müllberge zwischen Glas und Plastik. Die Sonne brannte, der Asphalt flimmerte, die Mücken vermehrten sich in Schwärmen, wir traten in die Pedale und ich wurde unaufhaltsam schneller. Von Tag zu Tag, von Kilometer zu Kilometer trat ich fester in die Kurbel. Als wäre es eine Beiläufigkeit, eine kleine Nebensächlichkei, nahm ich all meine verfügbaren Kraftreserven zusammen und steckte sie in die kreisende Bewegung meiner Beine. Es war Triumph und Vergnügen, Genugtuung und Erleichterung, Paul nicht nur, nicht länger vor mir, sondern auch nicht länger hinter mir zu sehen.

Als wir nach einigen Tagen ein Dorfe namens Tschadoua erreichten, überkamen mich Schüttelfrost und Schweißausbrüche, ich konnte mich kaum mehr bewegen oder noch einen Handgriff bewerkstelligen: „You are like two different person, compared the morning and the evening – Du bist wie zwei verschiedene Personen, vergleicht man den Morgen und den Abend“, machte mich Paul darauf aufmerksam, denn ich konnte noch nicht einmal mehr mein Zelt aufbauen. Wir schliefen die Nacht gemeinsam in Pauls Zelt. Am nächsten Tag fuhren wir erneut mit einem Lastwagen weiter. Die Straße verschlechterte sich zunehmend, Schlaglöcher und Reifenpannen begleiteten uns unaufhörlich. Ich bekam zu meinem Schwächezustand zusätzlich extreme Durchfälle. Als wir die Stadt Zinder erreichten, unser Fahrer und seine Gehilfen waren fortgegangen und Paul schlief in der Kabine, stand ich neben dem Lastwagen und brach zusammen. Ich schien einen Moment lang das Bewusstsein verloren zu haben und erwachte wieder in meinen Exkrementen. Ich stand auf und durchwandelte die Gänge der Stadt, bis ich vor einem roten Kreuze stand, davor ein Herr auf einer Bank saß: „C'est la malaria – Das ist Malaria“, sagte ich, „Non c'est le choléra – Nein, das ist Cholera“, verbesserte er mich gelassen und wies mich an, mich zu setzen. Er stieg auf ein Moped und fuhr los. Als er wieder kam, brachte er mir Wasser mit Salz und Zucker mit. Ich trank es und

eilte, schummrig mein Ziel vor Augen, zurück zum Wagen. Am Morgen fuhren wir weiter. Das Land ward vollkommene Leere. Wir kamen zurück in die Wüste. Im äußersten Osten, in Diffa, endeten die Straßen und der Laster stoppte. Ich musste in ein Krankenhaus, wurde untersucht, diagnostiziert auf diverse Infektionen und bekam Antibiotika. Wir zelteten die Nacht außerhalb Diffas, hinter einem Friedhof und fuhren am nächsten Tage mit einem Geländewagen weiter nach Nguigmi. Die Polizei dort verlängerte unsere mittlerweile abgelaufenen Visa und verwies uns, um in den Tschad zu gelangen, weiter an „El Hadji, le chef de ligne – den Chef des Transports“. Wir kletterten zusammen mit 40 anderen Passagieren auf das Dache eines randvoll beladenen Pritschenwagens, suchten uns noch festzuhalten, doch kämpften nurmehr damit, nicht vom Wagen zu fallen. Stunde um Stunde schien die Fahrt kein Ende mehr zu nehmen, Gezerre, Gerangel, Gepolter über Buckel und Täler aus Steinen und Sand. Peitschender Wind und Eiseskälte erfüllten die Nacht. Wir erreichten den Tschad.

Kapitel 7

Tschad

-

Yaya Hamid und die Weisen Europas

Staub und Sand wirbelten durch die grellen Scheinwerferlichter. Der Fahrer stellte den Motor ab. Die Passagiere kletterten vom Wagen und breiteten ihre Decken aus um zu beten. Paul und ich fielen zu Boden und schliefen. Die Nacht war sternenklar, über uns am Himmelszelt stand des Mondes Sichel zeigend auf die Venus und den Jupiter: „Allahu akbar... - Gott ist groß...“, war das letzte, das wir hörten und das erste früh am nächsten Tag.

Wir waren wieder mitten in der Wüste, umgeben von Bergen aus Sand, an einem kleinen Grenzposten bestehend aus ein paar Strohhütten. Wir konnten kaum aufrecht stehen als uns bereits Polizei- und Armeeeoffiziere in ihre Büros holten. Sie kontrollierten unsere Visa, doch anerkannten ihre Gültigkeit nicht, ohne uns die Anklänge zusätzlicher Aufschlagzahlungen überhören zu lassen. Vieles allerdings, brauchten wir ihnen nicht entgegen zu halten, da sie selbst, trotz ihrer kriegerischen Montur, der schwarzen Turbane und glänzenden Automatikgewehre, die Gutmütigkeit alter Hirten- oder Bauersmänner nicht zu umgehen vermochten. Sie ließen von ihren Forderungen ab und gaben uns die Pässe wieder. Wir mussten zurück auf den Pritschenwagen. Die Fahrt ging noch anderthalb Tage weiter. Vier Männer waren dabei vom Dache gestürzt, doch blieben weitgehend unverletzt. Nach 40 Stunden und 250 Kilometer hatten wir die Endstation Mao erreicht.

Wieder waren wir sogleich von Polizisten umstellt, doch versteckten wir, ehe wir mit ihnen gingen, unser Geld sicher in unserem Gepäck, um gegebenenfalls mit leeren Taschen zu erweisen, keine Sonderzahlungen leisten zu können. Nachdem sie uns aber registriert hatten, brachten sie uns lediglich zu Essen und zu Trinken und stellten uns einen Eimer Wasser zum Waschen, sowie ihr Stationsgelände als Zeltplatz zur Verfügung.

Kurz darauf erschien ein Herr der Gendarmerie, bittend darum auch ihm zu folgen. Also gingen wir mit ihm durch das Dorf in eine kleine Hütte. Der Herr schloss die Türe, legte sein Gewehr ab und nahm hinter seinem Tisch Platz. Er notierte unsere Personalien und forderte dafür 20 Euro, von einem jeden. Wir hätten unsere Visa bereits bezahlt, erklärten wir, mehr wäre für die Durchquerung eines Landes nicht nötig. Dass wir für unsere Sicherheit zu bezahlen hätten, gab er uns zu verstehen. Wir wären bereits bei der Polizei gewesen und alles hätte seine Ordnung, versicherten wir ihm. Daraufhin wurde er laut. Wir hätten ihn unweigerlich zu bezahlen, begann er uns anzubrüllen: „I don't understand... – Ich verstehe nicht...“, wies ihn Paul immer wieder ab, doch wurde sein Gebrüll dadurch nur noch lauter. Nachdem er uns weiter nicht glaubte, dass wir kein Geld hätten, drohte er uns schließlich die Verhaftung an: „Je connais mes droits – Ich kenne meine Rechte“, klärte ihn Paul auf, woraufhin der Gendarm völlig auszurasen drohte, er schlug und donnerte wutentbrannt mit seinen Fäusten auf den Tisch: „Je connais mes droits – Ich kenne meine Rechte“ schrie er uns an, sich gebärdend, als folge als nächstes der Kerker. Ich öffnete daraufhin meine Geldtasche und zählte offensichtlich die verbliebenen Scheine. Er schrie nach dem 2000er, knapp drei Euro. Ich gab sie ihm. Er warf uns die Pässe zurück und riet uns auf der Stelle von hier zu verschwinden.

Wir kehrten zurück zur Polizei. Sie hatten nicht nur geahnt was geschehen war, sondern wirkten vielmehr noch beschämt darüber, da offenbar ein jeder die Willkür kannte, die solch Handlungen zu Grunde lag. Paul war die Sache ein Schlag gegen seinen persönlichen Stolz, nicht minder als ein Angriff auf allgemein rechtsstaatliche Grundsätze. Wir hätten uns die drei Euro nicht abnehmen lassen dürfen, stellte er klar, sondern hätten im Falle einer Inhaftierung, unsere Botschaften kontaktieren müssen, damit wir solch Leuten zeigten, dass wir ihren Missbrauch von Macht niemals akzeptierten. Ich konnte einen Moment aufrichtiger Bewunderung ob Pauls Haltung nicht leugnen, denn ich selbst hätte alleine das Schreien dieses Mannes keine Sekunde länger mehr ertragen können.

Unser beider Kränkungen zum Troste aber, belohnten wir uns mit einem gemeinsamen Abendessen in Maos vornehmsten Restaurant, einer Wellblechhütte mit rosafarbenen Tapeten, verziert mit dunkelroten und blauen Tulpen. Wir hatten größten Hunger, ich hatte ohnehin vier Tage lang nichts gegessen wegen meines Durchfalls. Wir bestellten uns vier Teller bunt gemischter Stücke Ziegenfleisch und streiften, auch nach dem Essen, noch lange mit unseren Füßen und Zehen durch den weichen Sande unter uns, ehe wir zur Nachtruhe zurück zur Polizei kehrten.

Am nächsten Tag verließen wir Mao. Wir fuhren, wiederum mit einem Geländewagen, weiter nach N'Djamena. Einer unserer Banknachbarn, ein Mann namens Sungi, bot uns durch seine gesprächige Art Anlass, ihn um einen Schlafplatz zu fragen. Seine eigene Behausung zwar wäre bereits voll, meinte er, jedoch der Platz davor würde noch ausreichen um zwei kleine Zelte aufzustellen. Sungis Wohnsiedlung, eine Aneinanderreihung von Parzellen, abgegrenzt durch massive, mit Stacheldraht besetzten oder mit Glasscherben beklebten Mauerwerken, schien gleichzeitig eine der Mülldeponien der Stadt. Wir schoben unsere Räder durch die Abfallberge, während vor uns die Kinderscharen im Reigen tanzten und über uns die Kampfflugzeuge durch die Luft jagten: „C'est la guerre a l'est au frontier du Sudan... – Es ist Krieg im Osten, an der Grenze zum Sudan...“, machte uns Sungi darauf aufmerksam. Paul wusste um die Lage. Es seien die Ölvorkommen des südlichen Sudans, welche über Rohrleitungen in den Norden des Landes befördert werden, doch während dieser davon profitiere, bliebe der Süden mit leeren Händen zurück. Rebellen und Regierungstruppen stünden folglich in militärischen Konflikten. Diese aber weiteten sich zunehmend über die Landesgrenzen aus, so dass nun auch der Tschad in jenen Gebieten interveniere. Wir schlossen daraus, dass die Straßen von N'Djamena in Richtung Abéché und Darfur gesperrt sein könnten, jedoch unsere Route in Richtung Zentralafrikanischer Republik passierbar sein müsste. Um einer sicheren Einreise willen allerdings, machten wir uns erneut direkt auf den Wege zur Botschaft.

Wir fuhren mit einem Taxi in das Zentrum der Stadt, passierten den Präsidentenpalast und seine in Fülle mit schwarzen Punktemustern übersäten Nebengebäude, erschauerten ob einer Division von Panzern, die zu Ehren seiner Exzellenz Idriss Déby über die Straßen rollten und suchten Stunde um Stunde, ehe wir sie schließlich fanden, die Botschaft der Zentralafrikanischen Republik. Ihr Hauptgebäude zwar war geschlossen. Ein Botschafter aber schien anwesend. Er saß in einem Geräteschuppen nebenan und schob uns, auf die Frage nach einem Visum, zwei verblasste Formulare über den Tisch, wobei er offensichtlich kaum Interesse dafür hatte, was wir auf die Zeilen schrieben. 70 Euro bekäme er pro Kopf, dann wären die Visa nach zwei Tagen abholbereit. Wir müssten für solch einen Betrage auf die Bank, wandten wir ein, woraufhin der Botschafter umgehend einen Jungen rief, den er als Laufburschen anstellte mit uns zu kommen. Ihm sollten wir das Geld und die Pässe geben, dadurch könnten wir uns Zeit und Weg ersparen. Also verließen wir, gemeinsam mit dem Jungen das Diplomatenviertel der Stadt und machten uns auf in das Geschäftsviertel. Ich tauschte Reisechecks und meine verbliebenen westafrikanischen Franc in die von nun an gültigen zentralafrikanischen Franc. Paul aber fand keinen Schalter mehr der noch eine ATM-Karte akzeptierte. Also lieh ich Paul das Gelde und in einem Akte des Vertrauens in die Verwaltungsstrukturen der Zentralafrikanischen Republik gaben wir ihrem Laufburschen 140 Euro sowie einen Deutschen und einen Irischen Pass.

Wir kehrten zurück zu Sungi, legten uns zur Ruhe und begannen den nächsten Tag mit einem Spaziergang. Paul grübelte nach einer Möglichkeit an Geld zu gelangen und kam dabei auf die Idee seinen I-pot zu verkaufen. Als wir am Straßenrand von einem Mopedfahrer, welcher sich als Mahamat vorstellte, angesprochen wurden, zögerte Paul nicht damit, diesem sogleich seine Absichten zu berichten und ohne weiteres saßen wir zu dritt auf Mahamats Moped auf dem Wege zum nächsten Markte, welcher mit Elektrogeräten handelte. Sofort versammelte sich eine Schar von Händlern um uns und Paul zeigte ihnen das Gerät. Die Händler aber stutzten allesamt und schüttelten den Kopf, denn sie hatten ein I-phone erwartet und keinen I-pot. Dieser zwar wäre noch handelbar, pflichteten sie bei, doch bringe er nicht mehr viel. Anders wäre es mit dem I-phone, aber sei dieses eben doch nur ein I-pot. Der Preis den die Händler boten war Paul zu niedrig. Wir fuhren zu einem zweiten Markte, dann zu einem dritten und schließlich wieder zum ersten. Das Gesetze aber blieb dasselbe. Ein I-pot sei kein I-phone, also sei der Preis niedriger, also verkaufte Paul auch nicht.

Ehe uns Mahamat verließ aber, gab er uns zum Abschiede noch die Adresse seines Onkels Yaya Hamid. Dieser sei Präfekt von Gore, dem letzten Orte vor der Grenze. Ein anerkannter Mann, der uns in seinem Dorfe eine sichere Unterkunft gewähren könnte.

Als unsere zwei Tage Wartezeit vorbei waren, mussten wir noch nicht einmal selbst zurück zur Botschaft, denn Sungi war ohnehin in der Gegend. Er brachte uns die Pässe mit, die Sache schien einwandfrei. Wir hatten unsere Visa, sie waren einen Monat lang gültig. Wir konnten weiter. Wir verließen N'Djamena sogleich am nächsten Morgen mit einem Bus in Richtung Süden, 400 Kilometer, bis in eine Stadt namens Mondou, dort endete der öffentliche Verkehr. Wir packten unsere Räder und traten los.

Die Erde war wieder grüner geworden, die Wüste wieder Savanne. Ein schmaler unbefestigter Weg durch lichtetes Laub- und Nadelgehölz brachte uns voran. Überall weitläufige brandgerodete Buschflächen und im grauen Dunste schimmernde verblühte Baumwollfelder. Allenthalben tauchten kleine Dörfer auf, Bewohner umringten uns in Scharen, fragten uns unermüdlich aus, doch gewährten uns Schlafplätze, verkauften uns Nahrung, gekochte Yamswurzeln, Bananen, Orangen, Schweine- und Ziegenfleisch oder getrockneten Fisch und versorgten uns mit Wasser aus ihren Brunnen, zumeist bereits abgekocht und vorrätig in Kanistern gefüllt vor ihren Hütten gelagert. Wir waren einige Tage unterwegs gewesen als die Straße schroffer und steiniger wurde und die Stöße und Schläge auf unsere Räder zu einem Bruch an Pauls Gepäckträger führten. Wir schoben die Räder weiter bis wir auf zwei Männer trafen, die sich ein Schweißgerät gebaut hatten, angetrieben durch ein kleines Dieselaggregat. Sie nahmen sich eifrig der Sache an, doch konnten das Problem nicht beheben. Pauls Gepäckträger war aus Aluminium, die Verbindung hielt nicht. Wir schoben weiter, bis wir schließlich den südlichen Grenzposten des Tschads erreichten, Gore.

Das halbe Dorf versammelte sich um uns, ehe sich ein General der Vereinten Nationen Weg bahnen konnte. Dass wir am Rande eines Rebellengebietes stünden, warnte er uns unverzüglich und eindringlich, der Norden der Zentralafrikanischen Republik stehe nicht mehr unter staatlicher Kontrolle, das Land stehe mitten in einem Bürgerkrieg. Nicht sei er befugt uns davon abzuhalten, nur sollten wir uns selbst im Klaren darüber sein, was wir hier taten. Es sei die allerhöchste Vorsicht anzuraten, denn die Rebellen seien bis aufs Letzte unberechenbar. Nach einer Weile bedenklichen Schweigens fragten wir den General nach dem Präfekten: „Vous connaissez Yaya Hamid – Ihr kennt Yaya Hamid?“, zeigte er sich sichtlich erfreut darob. Dass wir seinen Neffen aus N'Djamena kannten, sagten wir, und dass wir ihn, ehe wir gingen, besuchen wollten. Der General stimmte umgehend zu und stellte zwei Burschen an, uns das Haus des Präfekten zu zeigen.

Ehe wir dort waren aber, trafen wir auf einen weißen Geländewagen, darauf drei große blaue Buchstaben standen: „ACF – Action contre le faim – Aktion gegen den Hunger“, eine Nichtregierungsorganisation, eben gekommen aus dem Norden des Nachbarstaates. Zwei Franzosen stiegen aus und kamen innerhalb von Sekunden zu dem Schluss, dass Paul und ich vollkommen verrückt seien. Mit dem Fahrrad durch Rebellengebiet zu fahren, läge der Idee des Selbstmordes schon nicht mehr weit entfernt. Allerdings, räumten sie ein, träfen wir trotz aller Verrücktheit einen außergewöhnlichen Zeitpunkt, denn fänden eben dieser Tage Friedensgespräche statt, zwischen den Rebellen und der Regierung in der Hauptstadt Bangui. Es gelte für beide Seiten die Anweisung sich ruhig zu verhalten. Die Franzosen hatten weiter nicht viel Zeit: „Faites attention – Gebt Acht“, rieten sie uns noch und stiegen zurück in den Wagen.

Als wir ein paar Schritte gingen, wurden wir von einem Offizier der Polizei abgefangen. Wir hätten mit auf sein Büro zu kommen, forderte er uns auf. Er verlangte unsere Pässe und gab uns fraglos die Austrittsstempel des Tschads. Wir wollten das Land heute nicht mehr verlassen, wandten wir ein, denn es sei bereits später Nachmittag und wir müssten noch jemanden besuchen: „Ça ne fait rien – Das macht nichts“, entgegnete der Polizist und war offenbar nur darauf bedacht uns Geld abzuverlangen. Doch auch, dass wir ihn nicht zahlen wollten, schien ihm weiter nichts zu machen. Er gab uns die Pässe zurück. Wir durften gehen.

Die Burschen des Generals brachten uns zum Hause Yaya Hamids. Als wir ankamen aber standen die zwei Franzosen bei ihm. Die drei waren in ein Gespräch verwickelt und wirkten erkennbar ernst darob. Paul und ich mussten warten. Sie redeten lange. Die Lage schien zunehmend angespannt. Der Präfekt wurde immer wieder laut, wirkte erzürnt und wandte sich von den beiden ab, ehe sie

schließlich alle im Kopfschütteln einander verließen. Die Franzosen stiegen in den Wagen und fuhren los.

Wir stellten unsere Räder ab und gingen zu ihm. Er schien ein strikter Moslem, war gekleidet im weiten Gewande und trug auf dem Kopf eine fein bestickte Gebetsmütze. Er strahlte geradezu in reinem Weiß. Paul und ich auf der anderen Seite waren dreckig von oben bis unten, schwitzen, stanken und konnten kaum noch gerade stehen: „Nous avons faire de connaissance avec Mahamat... – Wir haben Mahamat kennengelernt, in N'Djamena...“, begannen wir uns vorzustellen. Der Präfekt überlegte lange und musterte uns ausgiebig, doch gewährte uns schließlich Einlass in sein Hause. Es war ein hohes, gemauertes Gebäude, das völlig leer stand, es verfügte über keinerlei Einrichtungen oder Möbelstücke. Einzig ein Teppich lag auf dem Boden. Wir sollten unsere Schuhe ausziehen und dürften uns setzen, erlaubte er und nahm ebenfalls Platz. Wiederholt musterte er uns anhaltend. Er machte den Anschein, innig einem Gedanken nachzusinnen und blickte uns dabei noch wohlwollend an: „J'aime beaucoup de philosophes d' Europe... – Ich mag sie sehr, die Philosophen Europas...“, begann er überraschend von diesen zu sprechen, „...Nietzsche, Sartre, Camus...“, er schätze und liebe sie, verriet er uns, ganz besonders ihn, ganz besonders Albert Camus, denn er kenne seine Werke genau, sein klares Denken, seine unbestechlichen Schlüsse... Paul stimmte ihm auf der Stelle zu. Auch er hätte freilich Camus gelesen und habe keine Zweifel daran. Die einzige Gewissheit der Existenz, hielten sich die beiden schon nicht mehr zurück sich gegenseitig zu bestätigen, sei doch ihre Absurdität, der Widerspruch zwischen der Sinnerwartung eines Menschen und dem Nicht-Entsprechen der Welt. Die Revolte, hieß es weiter, die Auflehnung, gegen das Absurde anzukämpfen, um es gerade dadurch zu erhalten, nicht aus dem Leben zu fliehen, sich nicht den alltäglichen Gebärden zu unterwerfen, bewusst der Sinnlosigkeit ins Auge zu sehen um die Gewissheit zu wahren, nur dies, schienen Paul und Yaya Hamid sich freiweg einig, könne doch der Lebensweise eines Menschen die nötige und erforderliche Sicherheit und Orientierung verschaffen.

Es klopfte an der Tür. Der Präfekt öffnete. Ein Wachmann trat ein und brachte uns Essen. Fladenbrot, Gemüse, Ziegenfleisch und Wasser. Als sich unser Gastgeber daraufhin niederkniete um zu beten aber, kniff Paul nurmehr die Augen zusammen und legte seine Stirn in Falten. Läge doch gerade im Gebete eine Hingabe an die Welt, welche den Anspruch der Gewissheit wieder aus der Hand gebe und die Erkenntnis zu Nichte mache. Paul wäre es das Niederträchtigste überhaupt gewesen, einem Gotte ein Gebet zu halten und seinen Verstande doch wieder der tröstlichen Illusion einer Transzendenz zu opfern. Denn gäbe es tatsächlich einen Sinn des Menschen, meinte Paul zu wissen, sei dieser doch einzig im Entwurfe einer politisch gerechten Gesellschaft zu suchen. Demokratie schließlich, impliziere noch lange nicht kapitalistische Wirtschaftsordnung. Was er denn eigentlich von den Nichtregierungsorganisationen hielte, fragte er Yaya, der ACF sei doch eben bei ihm gewesen: „Je n'aime pas les journalists – Ich mag keine Journalisten“, antwortete ihm der Präfekt. Paul kam aus dem Lachen nicht mehr heraus und versuchte zu erklären. Der Präfekt sagte nicht worin seine Abneigung lag, in der Fehlerhaftigkeit einzelner Berichterstattungen, im Primat der Profitinteressen, der Einflussnahme durch Institutionen oder Konzerne, im generellen Verhältnisse der Zugänglichkeit einer objektiven Welt und dem Selbstverständnis medialer Rhetorik oder in sonst einem Grunde, doch glaubte er Paul kein Wort. Ich aber sagte ohnehin kein Wort die ganze Zeit über, ich schwieg und konzentrierte mich allein auf das Essen. Denn was die Wirklichkeit bedeutete, davon hatte offensichtlich weder Paul noch Yaya Hamid auch nur die geringste Ahnung, lag die einzige Gewissheit der Existenz doch in mir selbst. Also galt es einzig dem Zwecke meines Willens zu folgen, dieser aber konnte nur im lebenspraktischen Beweise der Diesseitigkeit einer transzendenten Instanz liegen, denn die Tatasche, dass Morice und die Pygmäen im Walde des Kongos auf mich warteten, entsprang nicht nur der Unumstößlichkeit der sinnhaften Gegebenheit der Welt, sondern verbürgte vielmehr die Geschichte meines Lebens in der Absolutheit ihres Endzweckes aufzuheben.

Es klopfte ein zweites mal. Der Präfekt öffnete. Der Wachmann kam um das Geschirr und die Gläser zu holen. Paul und ich waren erschöpft und müde, doch Yaya Hamid war erfreut darob uns beherbergen zu dürfen, obgleich er uns nicht zu Letzt darüber aufklärte, dass er selbst nicht Yaya

Hamid war, denn dieser hätte das Dorf bereits verlassen, deshalb bewohne er nun dies leere Haus. Wir stellten unsere Zelte darin auf und hörten noch, ehe wir einschliefen, wie nicht mehr weit von uns die ersten Schüsse fielen.

Als der nächste Morgen anbrach, wussten wir vor allem eines, wir bräuchten dringend jemanden mit einem Aluschweißgerät, ansonsten kämen wir von hier nicht weg. Wir fanden, am andern Ende des Dorfes, eine katholische Mission, die eine Metallwerkstatt unterhielt. Zwar hatten sie kein Aluschweißgerät, doch bogen ihre Arbeiter Flacheisen zurecht, umfassten damit die Bruchstelle und verschweißten sie. Die Verbindung hielt. Pauls Gepäckträger war stabiler als zuvor. Wir konnten weiter. Doch wiederum wurden wir nach ein paar Schritten von der Polizei abgefangen. Wir mussten noch ein Glas Tee mit ihnen trinken, forderten sie uns auf, erst dann könnten wir los in die Zentralafrikanische Republik.

Kapitel 8

Zentralafrikanische Republik

-

Die Grenze des einzigen Menschen

Ein kleiner Fußpfad, gerade noch breit genug für unsere Räder, der Boden uneben und voller Sand, hielt uns auf, vor allem mich. Meine Reifen waren schmaler als Pauls, ich kam nicht voran, rutschte immer wieder ab und musste schieben. Wir beide konnten nichts sehen, außer einem rostig braun gefärbten Blätterwerk von Büschen, das uns gleichermaßen sanft wie scharfkantig über Arme und Beine streifte: „the light... - das Licht.“, wiederholte Paul andauernd, „it's too much... - es ist zu viel...“, beklagte er sich, gleichsam noch erfreut darob, dass ihm alles Verwelkende erleuchtet schien. Wir hörten nichts, bis auf den Wind, der durchs Gebüsch jagte und den Sand aufwirbelte, die Blätter von den Zweigen trennte und hinaufstieß, in die Wirren der Luft, immer weiter hinein ins Unerkennbare Andere. Es passierte nichts. Wir schoben und traten weiter bis wir den Grenzposten erreichten, von hier an ward alles abgebrannt, die Fahne wehte noch im Wind, aber die Dörfer waren zerstört und verlassen, der Boden schwarz und verklebt. Als der Weg breiter und steiniger wurde und unsere Räder zu klappern begannen, ertönten die ersten Schreie und augenblicklich wurden es mehr. Eine Gruppe junger Männer, Frauen und Kinder stand im Dickicht der Büsche um ein Feuer versammelt, sie hoben ihre Gewehre in die Luft, jubelten und klatschten: „...Fumer! Fumer!...- ..zu Rauchen! Zu Rauchen!..“, riefen sie, „Pardon, en ne fumes pas! - Verzeiht, wir rauchen nicht!“, riefen wir zurück. Sie wurden lauter, schrien wild durcheinander: „Como ça va? Ça va bien! - Wie geht's? Geht gut!“, ging es einige male hin und her. Sie lachten und strotzten. Wir winkten und fuhren weiter. Es nahte allmählich doch unausbleiblich die Dämmerung, wir hielten bereits Ausschau nach einem versteckten Platze um unsere Zelte aufzubauen, als plötzlich vor uns im Dunste ein stehen gebliebener Laster auftauchte, darum ein Trupp bewaffneter Männer stand. Einer von ihnen stieß umgehend einen Laut aus sich, die anderen versperrten den Weg, hielten alte Maschinengewehre, gestutzte Flinten, Messer und Macheten in den Händen: „Arrêtez! Venez ici! - Stopp! Kommt hierher!“, rief ihr Chef. Wir stiegen von den Rädern ab und schoben auf sie zu: „Qu'est que vous faites ici? - Was macht ihr hier?“, forderten sie uns auf zu erklären ohne uns nurmehr eine Sekunde aus den Augen zu lassen: „Nous sommes les cyclistes... - Wir sind Fahrradfahrer...“, begannen wir sogleich uns ungebremst darüber auszusprechen, wir hießen Paul und Josef, kämen aus Irland und Deutschland, wären uns in Marokko begegnet, vor einigen Monaten, seien auf dem Wege in den Kongo, traten Tag für Tag in die Pedale und ruhten der Nächte über in Zelten... Sie wirkten verdutzt darob. Sie müssten unserer Gepäck prüfen, schränkten sie ein. Also zeigten wir ihnen was wir bei uns hatten: „Vous êtes courages! - Ihr seid mutig!“, sprachen sie uns respektvoll zu und stellten diszipliniert keine Fragen nach Geld oder sonstigen Geschenken, nur ob wir Informationen aus dem Tschad mitbrächten: „Les gens sont très gentil là-bas – Die Leute dort sind sehr nett“, sagten wir, denn konnte sich sogar Paul an dieser Stelle zurückhalten, eine politische Diskussion zu beginnen: „Vous êtes libre! - Ihr seid frei“, verlautete der Chef ehe uns seine Männer die Durchfahrt gewährten. Wir folgten weiter ein paar Kilometer dem Weg, schoben unsere Räder ins Gebüsch, ein paar hundert Meter über die kargen Hügel und Buckel, hinab in eine kleine Mulde, umgeben von welken Bäumen und Sträuchern, stellten unsere Zelte auf, aßen und tranken bescheiden von unseren Vorräten und fielen in den Schlaf.

Unsere Wasser- und Nahrungsrationen waren knapp. Wir konnten nicht absehen, wann wir das nächste mal an eine Versorgung gelangten und wir beide hatten wieder begonnen, an starken Durchfällen zu leiden. Beboura hieß das nächste Dorf, das wir auf unserer Karte eingezeichnet sahen. Wir machten uns am frühen Morgen auf. Noch halb verschlafen trafen wir hinter einer Erhebung des schmalen sandigen Pfades auf eine Gruppe singender Mädchen, eingeteilt in eine Zweierreihe und geführt von Älteren, zu spät nur merkten wir sie um zu bremsen noch doch teilten sie sich auf mit einem male um uns durch die Mitte durch zu balancieren lassen aber hörten sie dabei nicht einen Takt lang auf mit dem Gesang und fügten sich in Reih und Gliede wieder als wir durch gefahren waren so als wären wir doch nur ein Teil gewesen ihres Liedes. Wir traten weiter. Der Himmel war blass, die Felder dürr, die Hütten zerstört, die Dörfer niedergebrannt und verlassen. Wir trafen zwei Männer, deren Moped einen Platten hatte, halfen ihnen mit Pumpe und Flickzeug, ehe uns sodann wieder der Weg versperrt wurde. Diesmal geradewegs von Kindern, die uns mit Kalaschnikows im Arme aufhielten um uns nach etwas zu Rauchen oder zu Trinken zu fragen, doch konnten sie es einsehen, dass wir ihnen hierbei nicht helfen konnten.

Wir erreichten Beboura. Das Bild veränderte sich nicht. Die Häuser zerstört und verlassen, der Boden verbrannt und verklebt. Ein Mann am Wegesrand wies uns darauf hin, dass die Bewohner der Dörfer in den Büschen neue Unterkünfte errichteten. Es gäbe keine Nahrung mehr zu kaufen hier, bedauerte er, doch könnte er uns einen Brunnen zeigen, an dem wir uns mit Wasser versorgen könnten. Wir schöpften eimerweise unsere Töpfe voll, kochten es ab, füllten unsere Flaschen auf und traten weiter. Bougila, hieß der nächste Ort, den wir auf unserer Karte sahen. Die Hitze staute sich mehr und mehr, Schatten fanden wir kaum. Überall nur dürre Büsche, roter Sand und bleicher Himmel. Wir glaubten uns alleine auf dem Wege zu befinden, als wir plötzlich unvorhergesehen einen Trupp von Männern, neben uns im Felde liegend, aus dem Schlafe rissen. Wirrer Augenblicke nahmen daraufhin die Dinge ihren Lauf, denn alle sprangen sie empor mit einem Schlage zog ich meine Bremse noch doch alle schrien sie und griffen rings umher nach ihren Waffen um uns anzuhalten aber Paul er hörte nicht er konnte nicht er hörte Lieder nur er hatte Kopf im Hörer drin und hörte nurmehr Kopfe klingen Waffen aber hörte ich nur noch und wusste nicht ich schrie und schrie ihn an und alle schrien nur doch Paul er hörte nichts und fuhr und fuhr und keiner wusste mehr bis er den Kopf nach hinten drehte und voll Schrecken seine Bremse zog was war nur los mit uns: „Quest que vous faites!? - Was macht ihr!?!“, brüllte ihr Chef, „Venez ici, maintenant! - Kommt hier her, auf der Stelle!“ Wir konnten nichts mehr erklären, ihre Gemüter waren erhitzt, ihr Misstrauen längst zu groß und als einer von ihnen sogleich mein Gepäck abtastete und dabei an das Gestänge meines Zelttes kam, standen wir auch noch unter Verdacht bewaffnet zu sein. Die Sache drohte völlig aus dem Ruder zu Laufen. Sie visierten uns an, doch hob ihr Chef zu unserem Gunsten noch immer die Hand und hielt die Männer zurück. Er schien sich offenbar kein Urteil über eine Sache zu erlauben, ehe er nicht die volle Klarheit von ihr hatte. Er forderte uns auf, unser Gepäck zu entleeren, bis auf alle Einzelteile. Wir taten dies, Stück für Stück und erzählten dabei wieder unsere Geschichte, woraufhin sich allmählich die ihrige wie die unsrige Anspannung zu legen und die Gesinnung zum Besseren zu wenden schien. Letztlich standen sie uns gar, gleich ihren Kammeranden, eine merkliche Anerkennung zu, für das was wir taten und fragten weder nach Geld oder sonstigen Geschenken: „Vous êtes libre! - Ihr seid frei!“, sprach ihr Chef, ehe wir unsere Sachen wieder einpacken und weiterfahren durften.

Wir waren zurück auf dem Wege, als mir Paul noch zu verstehen gab was mit ihm geschehen war als er nicht mehr anzusprechen war und nurmehr weiter fuhr: „How to disappear completely – Wie man vollständig verschwinden kann“, hieß das Lied, das offenbar nicht ohne Wirkung blieb.

Wir traten weiter nach Bougila. Es war das erste Dorf, das wieder voll von Menschen war, es war der Schnittpunkt an dem die Rebellen des Nordens mit den Regierungstruppen des Südens aufeinander trafen. Umgehend wurden wir noch am Ortseingang von einer Gruppe Männer aufgefordert uns zu ihnen zu setzen um ihr selbstgebrautes Bier zu testen, das sie in getrockneten ausgehöhlten Fruchtkörpern ausschanken. Dabei fiel unter ihnen ein Herr, der einen massiv schweren Holzbalken an seinen Fuß geschraubt hatte, aus der Reihe: „Il est un fou – Er ist ein Verrückter“, erklärten die anderen, die das Bier ausschanken, deshalb trage er zur Strafe diesen Balken mit sich her, nunmehr seit 15 Jahren. Es dämmerte bereits, als uns ein Polizist aufsuchte und sich uns geradezu vor Freude als persönlicher Wachmann zur Verfügung stellte. Er führte uns sogleich durchs Dorfe, zeigte uns einen Platze um zu Essen und erzählte uns, dass unsere Freunde ebenfalls hier in Bougila seien. „Notre amis? - Unsere Freunde?“, fragten wir ihn erstaunt, „Les Médecins sans frontière – Die Ärzte ohne Grenzen“, erklärte der Polizist und brachte uns freiweg auf ihre Station. Doch ahnten wir es bereits auf dem Wege dort hin, die Ärzte und Ärztinnen hielten uns für verrückt, oder genauer noch, für vollkommen verrückt. Denn auf dem Fahrrad solch ein Land zu durchqueren, waren sie sich einig, läge schon derart jenseits der Vernunft, dass darüber überhaupt kein Wort mehr zu verlieren sei. Sie schüttelten nurmehr die Köpfe. Sie selbst vermieden es zumeist die Umzäunung ihres eigenen Geländes zu verlassen. Dennoch halfen sie uns zum Danke mit gefiltertem Wasser und einem Platze zum Schlafen. Weiter berichteten auch sie davon, dass dieser Tage Friedensgespräche in Bangui gehalten werden, dass diese allerdings tatsächlich zu einer Besserung der Lage führten, bezweifelten sie freilich, denn realistisch betrachtet seien hier

doch nur verschiedenste radikale Gruppierungen am Werk, ganz besonders, warnte uns eine ihrer Mitarbeiterinnen, gäbe es eine Gruppe von Viehtreibern, die aus dem Tschad hierher gekommen wäre, und die, um ihr Vieh zu schützen, auf alles schoss, das sich bewegte.

Wir brachen auf als der nächste Morgen anbrach. Der Ausgang Bougilas führte über eine Brücke, die wiederum von Rebellen bewacht wurde. Ihre Ausrüstung war angewachsen auf Granaten und Panzerfäuste. Sie grüßten und ließen uns passieren. Wir fuhren einige Kilometer weiter, das Land wurde allmählich grüner. Wir waren zurück in bewaldetem Gebiet, als uns zwei Viehtreiber entgegen kamen, mit schwarzem Turban um den Kopf gewickelt, wie es die Leute aus dem Tschad hatten. Sie trieben Kühe vor sich her. Wir stiegen ab und warteten um sie vorbei zu lassen. Sie lachten und fragten uns nach Tabak, doch konnten wir ihnen hierbei nicht helfen.

Ich wollte weiterfahren, als sich meine Welt zu einer isolierten Kugel formte, darin die Bedeutung des Begriffs Solipsismus mich in staunender Erschütterung gefangen hielt: „Was darf ich denken“, fragte ich mich, „wenn jedes Wort das ich spreche, eine Welt schafft in der ich lebe?“ Ein Moment magischer Stille durchstreifte den lichten Wald. „Welch ein Wunder es doch ist, zu sein“, sprach ich mir behutsam zu und brach sogleich aus mir heraus. Ich erinnerte Paul an den Begriff. Dass durchaus jeder Mensch ein Solipsist sei, kamen wir ohne weiteres zu dem Schluss. Dass es im Grunde nichts Verwunderliches sei, dass jeder in seiner eigenen Welt lebe, einigten wir uns in Kürze darauf. Nur blieb die Frage dabei offen, was es folglich wäre, das zwischen diesen existierte. Denn wo läge schließlich die Grenze eines Solipsisten, meinte ich, wenn nicht in der Auslöschung des eigenen Selbst? Dies aber machte nicht durchweg Sinn, denn würde ich sterben, sagte ich zu Paul, würde ich damit die ganze Welt auslöschen, dann aber wäre sie Nichts, wie aber könnte sie dann jetzt überhaupt Etwas sein? Paul sah darin im Gegensatz zu mir keinen Widerspruch. Die Abhandlung, die er mir in Niamey ausgedruckt hatte, unterschied, dem folgend, einen ontologischen von einem erkenntnistheoretischen Solipsismus, nur ersterer hielt eine Welt, unabhängig des eigenen Selbst, für nicht existent, zweiterer lediglich für unerkennbar. Ich wurde mir also klar, kein erkenntnistheoretischer sondern ein ontologischer Solipsist zu sein. Die Strecke wurde bergiger, der Zustand der Straße verschlechterte sich zunehmend, Schlaglöcher und Gräben durchzogen den Boden, wir trugen unsere Räder und traten weiter durch die stehende Hitze: „Es ist alles meine Heimat hier, und doch fände ich keinen Platz an dem ich bleiben könnte“, wurde ich mir gewahr, obgleich ich doch bemerkte, dass sich in meine zunehmende Schwäche eine lustvolle Heiterkeit mischte. Nur mein Durchfall wurde wieder schlimmer. Er wurde wieder so, wie ich ihn aus Niger kannte. Ich konnte es nicht aufhalten. Es war das zweite mal, dass mir alle Kraft mit einem Schlag aus meinem Körper wich und mein Bewusstsein zu verschwinden drohte. Also ließ ich mich ausrollen, stieg von meinem Fahrrad ab und brach zusammen: „I'm tired... – Ich bin müde...“, sagte ich zu Paul, „...but in a different way – ...aber auf eine andere Art“, und konnte es noch mitverfolgen, wie die Fliegen und Mücken mich zudeckten.

Es war als bebte der Boden, als ich die Augen wieder öffnete, erkannte ich vor mir die drei großen blauen Buchstaben: „ACF – Action contre la faim – Aktion gegen den Hunger“ Ein weißer Geländewagen. Ein Franzose und drei Zentralafrikaner stiegen aus. Paul erklärte ihnen umgehend unsere Lage. Sie halfen uns und nahmen uns, zum Danke, mit in ihr Quartier nach Bosangoa. Ein kleines eingeschossiges Haus mit Seitenflügel und Blechdach. Sam, so der Name des Franzosen, war 26 Jahre alt. Er habe Logistik studiert, erzählte er, und wäre erst vor ein paar Monaten hierher gekommen. Er hätte hauptsächlich mit Organisations- und Optimierungsaufgaben zu tun, arbeite daher zumeist am Computer, doch sei auch in den Dörfern präsent, wenn es darum ginge, die Verfügbarkeit von Wasser, Nahrung und medizinischer Versorgung sicherzustellen. Weiter, lächelte er, hätte er einen persönlichen Koch, der ihn wiederum versorgte, und schlussendlich nun auch noch Paul und mich. Wir saßen bei Tisch und aßen Fisch mit Reis und Avocado-creme. Das Thema dazu schien geradewegs vorherbestimmt. Es war Politik. Paul und Sam diskutierten bis sich das Postulat des rationalen Denkens ins Emotionale verwandelte wodurch das zweite Thema ebenfalls wie vorherbestimmt schien. Es war Fußball. Es hieß Zidane und die

Weltmeisterschaft. Die beiden schwankten zwischen Frankreich und... ich schwankte mit einer Packung Antibiotika ins Bett.

Ich schlief nahezu bis zum nächsten Mittag, doch fühlte mich noch immer nicht weit genug um weiter zu treten. Sam saß in der Küche, arbeitete am Laptop und hatte einen neuen I-Pot, von Paul abgekauft. Und Paul und ich nutzten den Tag um durch das Dorfe zu spazieren und schauten uns den Markte Bosangoas an. Es gab neues Essen, das wir noch nicht kannten, Affen, Schlangen, Raten und Fledermäuse. Als es Abend wurde ging ein Vollmond auf. Es war der sechste Vollmond seit Beginn meiner Reise und es begann zu regnen, das erste mal seit Mali, aber nur für eine Nacht, dann war es auch schon wieder vorbei.

Wir traten weiter am nächsten Morgen. Wir konnten nicht warten. Wir konnten nicht stehen bleiben. Wir mussten zurück auf die Räder. Sam versorgte uns mit gefiltertem Wasser, wir verließen Bosangoa. Am Ortsausgang wurden wir von Polizei- und Armeeeoffizieren angehalten, die unsere Pässe kontrollierten und ein Geschenk, ein „Souvenir“, dafür verlangten. Doch war es dabei nur, als könnten weder sie uns, noch wir sie, dafür hinreichend ernst nehmen.

Wir starteten in Richtung Bosembele. Es waren knapp 200 Kilometer. Das Land ward wieder grüner und die Dörfer wieder voll von Leben. „Completely self sufficient indipendent villages, no cars, no public transport, a cyclists dream – Vollkommen sich selbst versorgende unabhängige Dörfer, keine Autos, kein öffentlicher Verkehr, eines Fahrradfahrers Traum“, beschrieb Paul nurmehr die Lage. Familien arbeiteten auf ihren Feldern, vor ihren Hütten und Gärten, pflückten Obst von den Bäumen, Papayas, Mangos, Bananen, Avocados und Orangen, trockneten Hirse und Mais, stampften Cassawawurzeln, schälten Yams, sammelten Holz, machten Feuer, kochten Mehlspeisen und Brei oder Fisch aus den Flüssen und Fleisch das die Jäger erbrachten, die wochenlang jagten in den Büschen nach Wild, verpackten alles in Blättern und schnürten es zu, zum Erhalt und Transport, tauschten es aus, mehr noch Ware gegen Ware als Ware gegen Geld.

Es wurde allmählich Feuchtsavanne. Wir stellten unsere Zelte für die nächste Nacht, in einen verlassen Winkel im Gestrüpf, als wir plötzlich von einer Horde stechender Fliegen überfallen wurden. Wir kannten das Getier noch nicht. Doch hatten allerhöchste Mühe, uns aus dem Schwarm heraus, in die Zelte hinein zu retten und konnten noch dabei zusehen, wie sie bei Einbruch Dunkelheit restlos verschwanden, um sodann pünktlich mit dem ersten Lichte am nächsten Morgen wieder auf uns zu warten. Wir entkamen ihnen und hatten noch einen Tag und eine Nacht vor uns, ehe wir Bosembele erreichten, wo sogleich am Ortseingang eine fünfzig Kopf starke Gruppe junger Männer, wie zum Angriff blasend auf uns zustürmte und uns schlichtweg festhielt: „Nous sommes des rebels! - Wir sind die Rebellen!“, brüllten sie uns an, präsentierend voller Stolge ein paar Ratten, die sie gefangen hatten und deren Verzehr sie offenbar kaum mehr erwarten konnten. Anschließend kontrollierten uns Polizisten um nach Geschenken zu fragen, Militäroffiziere luden uns ein zu Ziegenfleisch und Fufu, der Brei der gestampften Casavawurzeln, eine zweite Polizeidienststelle gab uns die Eintrittstempel des Landes, nachdem wir es nahezu von Nord nach Süd durchquert hatten, gewährte uns weiter unter Sonderschutz vor ihrer Station zu zelten und organisierte uns auch noch eine Mitfahrgelegenheit für den nächsten Tage in die Hauptstadt Bangui. Wir stiegen auf das Dache eines vollbeladenen Lasters, fuhren am Morgen los und kamen am Nachmittag an. Machten uns sogleich auf in die Botschaft der Demokratischen Republik Kongo, erhielten in erstaunlicher Kürze unsere Visa, knapp 100 Euro für einen Monat Gültigkeit, und rollten hinab zum Ubangui Fluss, der Grenze zwischen den beiden Ländern.

Schweigend saßen wir am Ufer und schauten hinüber auf die andere Seite. Die Fischer zogen ihre Netze ein und schürften die Pirogen an den Sand. Es wurde bereits dunkel, als wohlwollend schläfrigen Lächelns ein Mann namens Freddy zu uns trat und uns einlud die Nacht bei ihm zu verbringen. Also gingen wir mit ihm, durchstreiften die Hüttensiedlungen Banguis zu seinem Hause, wurden versorgt mit Fisch und Chiquang, in Blättern gegarte Maniok, saßen um ein Feuer und stellten zum hohen Vergnügen der Nachbarskinder unsere Zelte auf, ehe wir am nächsten Morgen das Lande verließen. Wir luden unsere Räder in eine der Pirogen am Ubangui und wurden hinüber gebracht in die Demokratische Republik Kongo.

Kapitel 9

Demokratische Republik Kongo

-

Wir haben uns daran gewöhnt

Zwei Männer ruderten uns gemächlich ans andere Ufer und wir entgolten sie dafür, sichtlich zu ihrer Freude, mit einer Packung Schmerztabletten. Wir konnten es absehen, Aufsehen zu erregen und unvermeidlich als wandelnde Geldquellen erkannt werden. Wir hatten die Piroge kaum verlassen, als sogleich die Angestellten einer Gesundheitsbehörde ihrem Interesse an uns folgten. Es wären Impf- und Reisepässe abzugeben und entsprechend Zahlungen zu leisten. Wir entgolten auch sie mit Medikamenten um zu unterstreichen, kein Geld bei uns zu haben. Wir stiegen auf die Räder, als sich bereits die nächste Behörde unserer angenommen hatte. Die sogenannte „DGM - Direction General de Migration – Allgemeine Leitung für den Reiseverkehr“. Ihr Chef einverlebte sich unsere Pässe und forderte für die Rückgabe 15 Euro pro Person. Wir hätten unsere Visa bei der Botschaft bezahlt, erklärten wir, woraufhin er einwandte, wir hätten ihn für die Eintrittsstempel zu bezahlen. Wir weigerten uns und stritten über sechs Stunden mit ihm, bis ihm Paul schließlich das Angebot machte, ihre Handys tauschen zu können, denn Pauls Modell wäre ein weit moderneres und hätte einiges an Vorzügen anzubieten. Der Chef willigte ein und gab uns unverzüglich die Einreiseerlaubnis. Wir stiegen erneut auf die Räder, doch hatten nach ein paar Tritten wieder abzusteigen. Diesmal bei einer Touristenbehörde. Sie kontrollierten unsere Pässe und wollten ein Geschenk dafür. Doch konnten sie es einsehen, da wir kaum mehr ein Wort zu sagen vermochten, sie ließen ab von ihren Forderung und gaben uns die Pässe wieder.

Wir rüsteten uns aus für unseren Weg, mit Brot, Erdnussbutter, Obst, Chiquang, Fisch, Reis und ungeahnt der Qualität auch noch mit in Plastikbeuteln abgefülltem Trinkwasser. Wir konnten los. Ein Feldweg brachte uns voran, doch wiederum nicht allzuweit. Nach ein paar Kilometern standen vor uns auf dem Wege zwei Lastwägen, darum versammelt um die fünfzig Passagiere, die allesamt mit einem male auf uns zu rannten. Wir prallten aufeinander, stürzten von den Rädern und landeten in mitten eines kreischenden Gezerres, das gleich einem abgemachten Spiele wirkte, da die einen unter ihnen alles an sich rissen, was wir bei uns hatten während es die andren uns Stück für Stücke wieder brachten, lachend nur dabei und tanzend schreiend durcheinander, ehe wir entkommen konnten und es wieder still um uns geworden war.

Es war bereits dunkel geworden, als wir unsere Zelte in den Büschen aufstellten und, ehe wir einschliefen, noch ein eigenartiges Kratzen unter uns am Boden hörten.

Wir hatten soweit den Plan gefasst, gemeinsam in die Hafenstadt Mbandaka weiter zu fahren, welche noch zirka 800 Kilometer von uns entfernt lag. Von dort aus schließlich, würde endlich der Weg in den Wald zu Morice und den Pygmäen führen. Paul aber wollte über diese Sache noch immer keine Entscheidung treffen. Nur dass er mitkomme nach Mbandaka, war er sich gewiss, denn dies würde nicht zu Letzt bedeuten den großen Flusse des Kongos zu befahren, was sich Paul freilich niemals hätte nehmen lassen wollen. Also machten wir uns gemeinsam auf in Richtung Mbandaka.

Wir wachten auf und stellten fest, dass Termiten über Nacht damit begonnen hatten den Boden von Pauls Zelt zu zerfressen. Wir würden eine Lösung dafür finden, sicherten wir uns zu, packten unsere Sachen und traten los. Ein dichtes Nebelfeld umhüllte uns, tauendes Wasser bedeckte den Boden und die Pflanzen, alles tropfte, der Sonne blasses Licht schimmerte von fern zu uns hindurch, es kämpfte jeden Morgen über Stunden ehe es das dichte Band mit einem Male auseinander riss. Ein dampfend weißer Rauche stieg vom Boden in die Luft, es roch nach feuchter Erde, mineralischem Gestein und nach dem süßen Öl der rötlich gelben Nüsse, die die Kongolesen aus den Kronen ihrer Palmen hackten. „Mbote Mondele. Mbote nabino! - Seid begrüßt, Weiße!“, riefen sie uns zu, wenn wir vorbei an ihnen fuhren, „Como ça va, Papa? - Wie geht's, Papa?“, fragten sie, wenn wir verweilten unter ihnen, denn offenkundig war ein jeder Mann hier Papa und jede Frau war Mama und die Kinder schienen kaum mehr abzählbar.

Wir fuhren Tag um Tag, doch unaufhörlich immer wieder wurden wir gestoppt von einem Apparat: „...en a le besoin de vous au bureau du DGM... - ...man hat das Bedürfnis nach Ihnen im Büro der DGM...“, zeigte sich die Allgemeine Leitung für den Reiseverkehr als notgedrungenener Mechanismus bizarrer Selbstjustiz, ausgerüstet meist mit einem halben Stift und einem Schülerheft

und eingeteilt in Gruppen oder im Verein mit Polizisten und Soldaten, kontrollierten sie die Pässe und notierten Personalien, es wäre diese ihre Arbeit um ihr Geld zu verdienen, gaben sie uns zu verstehen, nur ein Staate, der Gehalt auszahlt, würde fehlen, also wäre jeder Reisende gefordert, einen Beitrage zu leisten, ganz besonders aber Weiße, denn von diesen wisse jeder, dass sie dazu in der Lage seien....

Es schienen die Bediensteten des kongolesischen Staates unabsehbarer als die Rebellen der Zentral afrikanischen Republik. In Boyabo und Bogilima entschuldigten sie sich für ihre Aufdringlichkeit, als wir angaben unsere Visa bereits bezahlt zu haben. In Gemena hingegen brüllte uns ihr Chef aufs ärgste nieder, schlug donnernd auf seinen Tische ein und drohte uns mit einer Inhaftierung.

Allerdings, berichtigte Gemenas Polizei: „La police est ici pour la sécurité des gens... - Die Polizei ist hier für die Sicherheit der Leute...“, und räumte emsig ihr Dienstgebäude für uns frei, denn sei es dringend anzuraten hier, unter ihrem Schutze zu verweilen. Weiter waren in Gemena die Blauhelme der UN-Mission MONUC präsent. Ihrer Mitarbeiter, aus Malawi, Burkina Faso, Sri Lanka und der Ukraine, spendeten uns einen Sechserpack gereinigtes Trinkwasser, abgefüllt „pour les Nations Unies – für die Vereinten Nationen“, und warnten uns auch noch davor, nicht zu weit gen Osten zu ziehen, denn dort werde gekämpft, zwischen der Armee der Regierung Kabilas und den Rebellen des Tutsi-Generals Nkunda.

Wir stellten unsere Zelte im Polizeirevier auf, fielen in den Schlaf und ruhten den nächsten Tage nur, denn wiederum konnte ich mich kaum mehr bewegen. Paul schrieb, sitzend auf einer Holzbank vor dem Revier, sein Tagebuch voll. Ich lag daneben und schaute den Wolken zu. Eine Schar singender Dorfbewohner trug einen hölzernen Kasten auf einer Bahre an uns vorüber, Gemenas Polizei führte Diebe auf die Station, richtete über sie mit einer Bambusstange, schnürte sie aneinander, sperrte sie in eine Zelle und brachte Paul und mir indessen einen Eimer Wasser zum Waschen. Ihre Dusche war gleichzeitig ihr WC, ein mit Strohgeflecht umzäuntes Loch im Boden hinter der Hütte.

„We need to go to the market to change our money... – Wir müssen auf den Markt gehen, um unser Geld zu tauschen...“, wusste Paul Bescheid, denn verloren dieser Orts die Zentralafrikanischen Franc ihre Geltung und traten an ihre Stelle die Kongolesischen Franc. Wir bekamen stapelweise abgegriffener Türme in die Hand gedrückt und Paul hatte, zu zum Ärgernis der Händler, auch noch die Ruhe, Schein für Schein zu prüfen und zu zählen.

Wir mussten weiter. Wir wollten Gemena verlassen, doch kamen nicht weit, da die DGM einen Laufburschen aufgestellt hatte, uns den Weg aus dem Dorf zu versperren: „Le chef a le besoin de vous au bureau du DGM... – der Chef hat das Bedürfnis nach ihnen im Büro der DGM...“, übermittelte dieser, woraufhin wir mitteilten, es wäre alles bereits geklärt und schleunigst weiter führen.

„It's complete bullshit! It can't work like that! - Es ist totaler Mist! Es kann so nicht funktionieren!“, verschaffte sich Paul daraufhin Luft. Wir dürften uns dies nicht länger gefallen lassen. Wir müssten vielmehr mitmachen, bei ihrem Spiele beliebiger Selbstbemächtigung. Wir müssten sie mit ihren eigenen Waffen schlagen. Also legte er mir nahe, fortan nur noch als der Neffe des deutschen Botschafters aus Kinshasa zu reisen. Denn er selbst werde von nun an nurmehr als die Exzellenz eines irischen Pastors auftreten. Gesandt „par l'eglise Neo-Apostolique – von der Neupostolischen Kirsche“, um zu segnen und zu heilen. „All right, Paul – Alles klar Paul.“, stimmte ich ein.

Ein Drei-Tagesmarsch lag vor uns, bis in das Fischerdorf Akula am Mongala-Fluss, von dem aus wir hofften, direkt mit einer Fähre nach Mbandaka zu gelangen. Doch kündigte sich nach wenigen Kilometern etwas an, wovon wir beide lange schon gesprochen hatten. Es zogen Vorboten der großen Regenzeit heran und es prasselte in Strömen auf uns nieder. Es war kaum noch möglich die Wege zu befahren, die Schlamm- und Wasserlöcher unter unseren Reifen wurden nurmehr größer, wir schoben meist und kamen doch nicht dran vorbei, wie rutschten ab und sanken bis zu den Knien tief in Gruben voller Matsch hinein. Ich zumindest noch in Bergschuhen, Paul nach wie vor und vollends überzeugt in seinen blauen Surfer-Badeschlappen. Wir klebten nurmehr fest in unseren Kleidern, es tropfte uns nurmehr vom Leibe. Die Luft ward immer schwüler, immer dunstig-heißer, der Himmel drückte immer schwerer auf uns nieder, der Bäume Dächer ragten immer höher, immer

weiter über uns hinaus, der Vögel Stimmen schallten immer lauter aus dem dichten Busch- und Blätterwerk heraus. In kleiner Hütten Kreise, fanden wir der Nächte Schutz und Unterstand. Verweilten um der qualmend feuchten Feuerstätten, tranken Kaffee, aßen Ananas und wurden von den Einwohnern noch darauf hingewiesen, dass wir nicht die einzigen von unserer Art hier seien, dass es ein Gelände unsere Brüder gäbe, gleich hier in der Nähe, also folgten wir, auf ihren Rate, einem kleinen Nebenpfade, wie durch Zauberhand jedoch veränderte sich unser Bild mir einem mal, verwandelte sich in ein metrisch rechtes Winkelfeld aus linear wie einheitlich gepflanzten Kautschukbäumen, dröhnendes Gestell aus Hallen, Sägen kreisten, Kräne fuhren, Pressen drückten auf und ab, der Saft der Bäume ward zu Gummiware für die Ausfuhr umgeformt. Zwei Generationen belgischer Gründerväter hießen uns sogleich willkommen dort und präsentierten uns auch noch den neusten Anbau der Fabrik, ein vollbesetzter Fußballplatz gleich nebenan. Wir mussten weiter nur, wir schoben, fuhren, traten ehe sich allmählich alles Festland um uns aufzulösen drohte und sich restlos mit dem Wasser mischte und durchdrang. Wir waren angekommen in Akula am Mongala.

Wir rollten langsam durch das Dorfe, bis an das Ende, an den Hafen hin und landeten dabei direkt von selbst in Mitten des Büros der DGM: „Josef, you know who you are – Josef, du weißt wer du bist.“, erinnerte mich Paul unverzüglich und zögerte nicht damit, uns sogleich beide vorzustellen: Den Neffen des deutschen Botschafters aus Kinshasa, auf Reisen mit dem irischen Missionar und Pastor der Neuapostolischen Kirche. Allerdings begannen daraufhin die eigentümlichsten Gebärden, den Chef der Migration zu überkommen. Es schien, als hätte er etwas bemerkt, etwas schier unglaubliches. Also fragte er: „L'eglise du Neo Apostolique? - Die Neuapostolische Kirche?“ „Oui, c'est mon eglise! - Ja, das ist meine Kirche!“, antwortete ihm Paul aus innigstem Bekenntnis. „Mais c'est vraiment incroyable! - Aber das ist wirklich unglaublich.“, meinte der Chef, „Nous avons votre eglise ici a Akula! - Wir haben ihre Kirche hier in Akula!“ Doch ehe wir uns der Bedeutung seines Satzes auch nur im geringsten klar geworden sind, standen bereits drei Priester vor uns und strahlten Paul an: „C'est un cadeau de dieu! - Das ist ein Geschenk Gottes!“, riefen sie aus und führten uns die Dorfstraße aufwärts, auf einer wackeligen Brücke über den Sumpfe, hinein in eine Pfahlhütte aus Bambus, eingerichtet mit einer Kanzel und reihenweise flacher Bänke davor, über dem Eingang thronend das Emblem der Kirche. Wir erkannten es wieder, das schwebende Kreuz über den Wellen, vor dem Horizont der aufgehenden Sonne. „C'est très bien fait! - Das ist sehr gut gemacht!“, sagten wir in der Hoffnung, unserer Sache damit ausreichend gerecht geworden zu sein. Doch ließen die Priester nicht ab von uns, brachten uns zurück zur DGM, richteten ein Mahl für uns an, bereiteten Fisch und Reis und wie außer sich vor Stolz und Freude gaben sie bekannt, man werde Monsieur Paul das heilige Wort sprechen lassen. Das Tischgebet, gedachten wir, worüber sie bescheiden lächelten. Denn sie wären sich einig, offenbarten sie, man werde seine Exzellenz aus dem fernen Irland, den morgigen Gottesdienst für die Kirchengemeinde Akula halten lassen. Da wir doch an diesem Tage den 24. Dezember 2008 hätten. Es war Weihnachten, einen würdevolleren Tag als diesen, sahen wir ein, hätten wir schwerlich treffen können.

Wir saßen bei Tische zwischen den strahlenden Priestern und den befriedeten Beamten und unser Schweigen ob der Angelegenheit wurde wohl als tiefe Zustimmung empfunden. Die DGM gab in Auftrag unsere Kleidung zu waschen und die Priester ließen uns ruhen: „À demain matin! - Bis morgen früh!“, verkündeten sie, auf das Paul noch Zeit habe, in sich zu kehren und seine Predigt vorzubereiten.

Wir blieben lange sitzen, starteten abwechselnd in die dichte Mauer und den rauschenden Flusse neben uns, ehe wir in ein unaufhörliches Gelächter brachen, ob des Zirkusspieles, welches sich durch Maskeraden Identitäten schaffte, doch hatten wir zugleich zu schlucken, ob der seltsamen Schauerhaftigkeit, darin noch unsere eigene Lage zu erahnen: „I gonna read something from the bible...“ „Ich werde etwas aus der Bibel lesen...“, entschloss sich Paul ehe wir uns aufmachten, den Markte Akulas zu besuchen.

Wir fanden einen Herrn dort, der eine Lösung hatte für Pauls zerfressenen Zeltboden. Er schnitt einen alten Regenschirm auseinander und kleisterte damit, noch ehe es dämmerte, die Löcher zu, so dass Pauls Zelt auch im Regen wieder dicht hielt. Wir kehrten zurück zur DGM, legten uns hin und

waren auf dem Wege einzuschlafen, als plötzlich ein junger Rekrut mit einer Nachricht zu uns eilte. Es wäre soeben eine Fähre eingelaufen, berichtete er, und sie würde bald schon weiterfahren, in Richtung Mbandaka.

Es war 5:00 Uhr morgens, als uns der Rekrut auf unseren Wunsch hin erneut weckte. Wir packten unsere Sachen und folgten ihm über den Hafen. Fackeln und Feuerstellen verschafften uns Licht. Wir hinterließen größtes Bedauern ob unserer vorzeitigen Abreise bei der Kirche und stiegen auf das Oberdeck der Fähre: „Super Malaika“ stand in übergroßer Schrift darauf zu lesen. Swaheli für „Super Engel“ oder „Super Guten Geist“.

Die Morgendämmerung setzte ein, als der Kapitän die Türe des Führerhauses öffnete und uns frohe Weihnachten wünschte. Sein Name war Angelo. Er war Europäer und Afrikaner, er war Grieche und Jude, er war Mitte fünfzig und hatte eine dreißig Jahre jüngere kongolesische Freundin. Er liebte Kriegs- und Pornofilme und er hatte einen privaten Koch. Und Paul und ich, durften bei ihm wohnen.

Drei Tage und drei Nächte waren wir unterwegs, auf dem Super Malaika. Doch was in Angelos Oberdeck nach einer exklusiven Suite aussah, wirkte auf dem Unterdeck nurmehr wie eine Art vom Kriege zerrissener tropischer Wanderbasar. Unzählige Mamas, Papas und Kinder bauten sich kleine Schutzbehausungen zwischen getürmten Säcken voller Kohle, Mais und Maniok, verschanzten sich eng aneinander gedrückt unter durchlöcherten Planen, wenn der Regen auf sie prasselte oder die Sonne auf sie brannte, handelten mit Pirogefahrern, die aus den Dörfern zugerudert kamen und sich an die Fähre festbanden, oder fingen selbst metergroße Fische, Schlangen, Krokodile und Schildkröten und teilten weiter ihre Plätze mit Affen, Papageien, Hühnern, Schweinen und Ziegen, sie schlachteten und zerlegten, schöpften plastikeimerweise Wasser, schrubbten, wuschen, schürten Feuer an, frittierten alles ungebremst in literweise qualmenden Palmöl oder ernährten sich durchweg von selbstgebranntem Palmschnaps, „Mondele! Mutoke! Mzungu! - Die Weißen!“, riefen sie uns in Lingala, Tschiluba oder Swaheli und sprachen sich ungebremst von ihrem Leben aus, wie schwer es wäre, eine Arbeit nur zu finden, durch die man Geld verdienen könne, wie ungerecht es sei, in einem reichen Land so arm zu sein: „Le congo est rich! Il y a l'orb, il y a les diamantes, il y a le coltan! Il y a beaucoup! - Der Kongo ist reich. Es gibt Gold, es gibt Diamanten, es gibt Coltan. Es gibt so viel!“, nicht weniger als von ihrem Boden aber, sprachen sie von ihren Krankheiten: „Le sida n'est pas grave... – Aids ist keine ernste Sache...“, erklärte eine junge Mama, es blieben einem immer noch ein paar Jahre, „...la malaria est plus grave... - ...Malaria ist schlimmer...“, man wäre immer schon nach ein paar Tagen verschwunden.

Der Super Malaika bewegte sich langsam. Zwei von seinen ursprünglich drei Motoren stießen noch bläulich schwarze Rauchwolken in den Himmel und Angelo betonte immer wieder die Gefahr, auf Sand aufzusetzen und nicht mehr weiter zu kommen. Doch stetig trieben wir voran, bewegten uns sanft flussabwärts auf dem Mongala und mündeten in Eins, mit dem Lulonga, dem Ikelemba und schließlich dem Ruki, ehe sich um uns herum alles spiegelte, in jenem ungeheuerlichen und mächtigen Flusse, den die Ansässigen nannten, den Fluss, der alle anderen Flüsse verschlingt – den Kongo.

Es war Nacht geworden als wir am Hafen von Mbandaka anlegten. Paul hatte sich zurückgezogen. Er schien lange und tief in sich gekehrt, doch als er am nächsten Morgen aufwachte, traf er eine Entscheidung. Er werde nicht mitkommen zu den Pymäen, sagte er, er werde mich das alleine tun lassen. Er werde seinen Wege nach Nigeria fortsetzen. Also werden wir uns hier trennen. Man lud meine Sachen in eine Pyrog und ruderte mich an Land. Paul begleitete mich über den Fußweg. Wir standen auf einem matschigen Erdhang, wandelten durch ein Gezerre und Gedränge hunderter Kinder, Bettler, Händler und Beamter, alle schreiend nach uns: „Mondele! - Die Weißen!“ Polizei und DGM drohten uns in Mitten eines undurchdringlichen Gewirrs aus Getriebenheit und Gschäftigkeit mit ihren halben Stiften und Schülerheften zu maltretieren, doch Paul hatte sich längst wieder in einen Pastor verwandelt und dirigierte uns aus dem Gemenge heraus. Wir fanden unseren Platze auf einem abgestorbenen Baumstamm und teilten uns eine letzte Ananas: „We will meet a second time in life. And we will probably just laugh – Wir werden uns ein zweites mal im Leben sehen. Und werden wahrscheinlich einfach nur lachen.“, sagte er und ging.

Ich hatte von Didier in Niamey auch eine Adresse für eine Bleibe in Mbandaka bekommen. Es war das „Lycée N'sangea Ndoté“, es war eine Schule. Ich erkundigte mich des Weges, stieg auf mein Rad und trat dort hin. Ich fragte nach Monsieur Patrick, einem Freund Didiers. Doch niemand kannte einen Patrick und auch keinen Didier. Einen Schlafplatz bekam ich dennoch. Neben Hussein Saddam, meinem Zimmernachbarn. Wie Saddam Hussein, fragte ich, nein, meinte er, genau umgekehrt, wie Hussein Saddam.

Ich schlief eine Nacht und kehrte zurück an den Hafen. Ich fragte nach einer Piroge nach Boteka. Doch alles was ich fand, waren neue Beamte der DGM, von denen mich ein jeder, dem ich die Zahlung verweigerte, weiterleitete zu seinem Chef. Also ward ich vom Chef der Holzhütten, über den Chef der Frachtcontainer, hinauf in den oberen Stock des Verwaltungsgebäudes der Provinzhauptstadt Equateurs gebracht, wo mir der Chef der Chefs sodann zu meiner sprachlosen Erschütterung die Gültigkeit meines Visums ohne jegliche Beanstandung bestätigte. Der Tag jedoch war nahezu vorübergezogen. Allerdings hatte ich noch herausfinden können, dass am nächsten Tage, um 16:00 Uhr, eine Piroge nach Boteka starten werde. Also machte ich mich bereit.

Ich packte mein Rad mit den nötigsten Sachen und stand pünktlich am Hafen. Doch wusste sodann niemand mehr etwas, von der angekündigten Fahrt. Also suchte ich weiter bis ich ein Gefährt fand, von dem es hieß, es werde nach Botekta starten. Jedoch, hieß es zugleich, bräuchte man dafür noch einen Motor. Ich wartete bis es dunkel wurde und mich jemand darüber aufklärte, dass ich für die Beschaffung des Motors verantwortlich sei. Ich schüttelte nurmehr den Kopf. Plötzlich aber donnerte es. Es gab einen Wolkenbruch und begann in Strömen zu regnen. Das gesamte Hafengelände ward innerhalb von Minuten ein rutschender Erdhang, dazwischen aber waren Holzpflocke in den Boden gerammt, welche mit Stroh und Planen überdacht waren. Ich versuchte, wie die anderen Passagiere, einen der Unterstände zu erreichen und wartete weiter. Ich wachte auf, am nächsten Morgen, in einer Mulde aus Wasser und Schlamm, doch sah vor mir eine Piroge am Ufer schaukeln, welche einen Motor hatte. Also lud ich, mit den anderen, mein Gepäck ein und verweilte, bis plötzlich neben uns eine zweite Piroge auftauchte und allesamt umgehend ihre Sachen in diese verlagerten, denn diese wäre der sogenannte Express. Ich beeilte mich mitzumachen und fand noch einen Platz auf einem Maissack. Der Fahrer startete den Express und fuhr los, doch musste nach ein paar hundert Metern anhalten, da noch mehr Passagiere an Bord wollten. Währenddessen aber kam die DGM zurück und ließ verlauten, ihr Chef habe das Bedürfnis nach mir in seinem Büro. Ich weigerte mich auch nur einen einzigen Fuß aus dem Boote zu setzen und legte ihnen stattdessen nahe, sich bei dem Chef ihrer Chefs nach mir zu erkundigen. Sie zogen sich daraufhin zurück und der Express startete ein zweites mal. Wir fuhren los, doch wurden wir nach ein paar Metern wieder gestoppt, denn die DGM hatte ihr Aufgebot erhöht und sich Verstärkung von der Polizei mitgebracht. Sie erteilten den Befehl, auf der Stelle anzuhalten um mich aussteigen zu lassen, aus Sicherheitsgründen. Es war als hätten sie damit eine Schraube derart festgezogen, dass ihr Gewinde ausbrach und sie ins Leere griff. Ich hatte einen Moment lang keinen Halt mehr. Ich sprang aus dem Gefährt und stampfte durch den Sumpf auf sie zu. Ich schrie sie an, jeden einzelnen von ihnen, beschimpfte sie und versicherte ihnen, sie aus ihrem Dienste zu degradieren. Ich konnte nicht mehr anders, als mir alle Wut gegen sie vom Leibe zu schreien. Doch sagte daraufhin keiner mehr irgendwas. Die Passagiere im Boot waren aufgestanden und starrten mich unglaublich an. „Les gens d'État - Die Herrn des Staates“, formierten einen Kreis und berieten sich schweigsam. Ich stand daneben, versteinert wie zitternd und starrte Löcher in das berstend grüne Sumpfgras, bis einer von den Herrn zu mir her trat und sich entschuldigte: „Il n'y a pas de problème! - Es gibt keine Probleme!“ ich könne meine Reise selbstverständlich fortsetzen. Benommen zog ich mich zurück auf meinen Maissack. Die Leute im Boote standen noch immer. Sie klatschten und applaudierten, klopfen mir auf die Schultern: „Tu est fort, Mondele! - Du bist stark, Weißer!“, bejubelten sie mich, und wollte mir einer von ihnen sogleich seine Jacke schenken und ein anderer gar seine Schwester. Doch hatte ich alles was ich wollte, eine Fahrt nach Boteka.

Der Express startete ein drittes mal. Wir fuhren den Ruki flussaufwärts gen Osten. Alles Wald und Wasser, kleine Fischerhütten auf Pfählen gebaut, schwimmende Pflanzen schaukelnd um sie herum. Wir nächtigten auf einer Landzunge, machten Feuer, fuhren weiter am nächsten Morgen, bogen ab in den Momboyo und erreichten schon bald das Dorf. Doch mit ihm als erstes wieder die DGM. Ich bat ihren Chef nur um einen Platze zum Zelten. Er brachte mich daraufhin zum Dorfdirektor, Monsieur Henri, dem Besitzer einer Palmölplantage und reichten Manne im Ort. Henri war erfreut, mich bei ihm zu empfangen. Er stellte mir das schönste Zimmer seines Gasthauses zur freien Verfügung und lud mich ein, das Neujahrsfest mit den rechten Leuten Botekas zu feiern, da wir an diesem Tage den 31. Dezember hätten. Mama Marie-Luise, eine Angestellte des Direktors, versorgte mich mit Essen und Trinken und brachte mich auf mein Zimmer. Ich fiel ins Bett und blieb darin liegen, bis in den übernächsten Tag.

Es war der Morgen des zweiten Januars 2009. Es regnete in Strömen. Doch gegen Mittag klarte es auf. Ich stieg auf mein Rad und trat nach Bempumba. Das Dorf, das Didier mir aufgeschrieben hatte. Das Dorf, durch das ich endlich zu Morice und den Pygmäen käme. Ich durchquerte die Palmölplantage des Direktors und folgte weiter einem schmalen Pfade durch den Wald. Auf halber Strecke kam mir auf einer Lichtung ein Junge auf einem Fahrrad entgegen und hielt mich auf: „Je suis ton ami et ton frère – Ich bin dein Freund und dein Bruder“, ließ er mich wissen. Ich sah ihn nur an und dankte ihm dafür. Er verbeugte sich vor mir und fuhr weiter. Ich trat weiter nach Bempumba und fragte nach Morice: „C'est la dernier maison - Es ist das letzte Haus“, sagten die Bewohner. Ich begab mich dort hin und fand Pierre, den Vater von Morice. Ich stellte mich ihm vor, als eine Schar singender Leute die Dorfstraße zu uns herauf zog, tragend einen kleinen hölzernen Kasten auf einer Bahre: „Un enfant... - Ein Kind...“, bedauerte Pierre. Dann zeigte er mir ein Krankenhaus, das er gebaut hatte. Eine Hütte mit einem Tisch und einem Stuhl darin. Auf dem Tisch lag ein Haufen angebrochener Arzneimittel. Auf dem Stuhl saß ein alter Mann und hielt sich die Hand vor den Mund: „Il a la douleur... - Er hat Schmerzen...“, beklagte Pierre. Pierre selbst war 78 Jahre alt, er hatte zwei Frauen und viele Söhne und Töchter. Ich brauchte ihm nichts zu sagen, denn er wusste alles. Er hatte sein Leben lang hier auf mich gewartet. Also stiegen wir zu Fostin, seinem jüngstem Sohn, in eine Piroge und ruderten hinein, in einen Garten aus Wasser und Licht. Die Sonne und der Himmel über uns, spiegelten sich wieder unter uns und pendelten unaufhaltsam auf und ab. Wir erreichten das Chantier Bondenge. Ein Stamm von über 150 Batwa-Pygmäen versammelte sich vor uns: „Okoemoui! - Hallo!“, sagten sie. „Okoemoui! - Hallo!“, sagte ich. Ob ich schwimmen könne, fragten sie. Dass ich Schwimmen liebe, antwortete ich, zog meine Badehose an, sprang ins Wasser und schwamm. Sie stimmten mir zu. Sie hätten es nicht für möglich gehalten, dass Weiße schwimmen könnten. Als die Dämmerung hereinbrach, hatten sie bereits ein Huhn für mich geschlachtet und es mir mit einer Schale Reis bereitet. Sie rieben ihre Holzstöcke aneinander und zündeten ein Feuer für mich an. Sie tanzten und sangen ihre Lieder in Kitwa, ihre Lieder von der Jagd und vom Leben im Wald. Zuerst die Männer, dann die Frauen. Dann öffnete Pierre eine Flasche Schnaps und die Pygmäen reichten mir eine Pfeife voller Marihuana. Ich rauchte sie und sie jubelten. Ich sah mich um und sah unmittelbar vor mir unendlich weit entfernte Menschen, hunderte kleine schwarze Köpfe mit riesigen Augen und offenen Mündern mich anstarren: „Je veux dormir maintenant - Ich will jetzt schlafen“, sagte ich, mich ängstigend vor einem Abgrund und alle lachten. Fostin teilte sich sein Bett mit mir. Als ich aufwachte lag neben uns auf dem Boden einer der Pygmäen. Fostin weckte ihn mit seinem Fuß: „En y va travail! - An die Arbeit!“, rief er ihm zu. Während ich eine Tasse Tee trank und die Kinder des Stammes mir vortanzten und vorsangen, organisierte Pierre alles für den Marsch durch den Wald.

„600 hectares,... - 600 Hektar... profitabelster Grund und Boden...“, erklärte er, nachdem wir eine Stunde gegangen waren. Pierre und seine Söhne leiteten die Pygmäen an, die großen Rot- und Schwarzholzbäume zu fällen. Sie hackten sie mit Äxten um, bauten Gerüste, zogen die Stämme hoch und sägten sie mit je zwei Mann der Längs nach zu massiven Brettern. Dreimal im Jahr werde davon eine Fuhre nach Kinshasa zum Verkauf gebracht, erklärte Pierre weiter und gab seinen Arbeitern noch eine Hand voll Gras: „Ça donne la force! - Das gibt Kraft!“, sagten die Pygmäen und lachten.

Wir kehrten zurück in das Chantier, doch schien es an der Zeit, etwas klar stellen zu müssen. Pierre hatte seine wichtigsten Leute um sich versammelt und zeigte auf eine große Uhr, welche er hoch oben an einem Stützpfehl für alle sichtbar aufgehängt hatte: „Il faut le developement! - Es braucht Entwicklung!“, verkündete er und stellte beide Zeiger auf den höchsten Punkt. Es war Null Uhr auf dem nullten Breitengrad zu Bondenge und Pierre sprach die Worte: „Le dieu nous a apporté Josef... - Gott hat uns Josef gesandt.... einen Europäer, einen Deutschen. Er stammt aus einem industrialisierten Land.... Er kann uns Werkzeuge und Maschinen beschaffen.... Motorsägen, Seilwinden, Aggregate... Er kann uns jene Mittel bereitstellen, die wir benötigen, um von unserem Boden reichhaltig zu profitieren. Er kann uns helfen, uns endlich aus dem leidvollen Leben zu befreien....“ Ich hatte Pierres Worte gehört und sagte nichts. Ich schwieg und hörte den Vögeln zu beim Singen. Doch war es offensichtlich, dass ich etwas sagen musste: „Il faut protéger la forêt! - Der Wald muss geschützt werden!“, forderte ich, woraufhin sich in den anderen die selbige befangene Verschwiegenheit breit machte, „En va se développer! - Wir werden uns entwickeln!“, fügte ich hinzu, und stimmte damit jenem Satze zu, in dessen Sinne wir uns offenkundig gegenseitig Mut zusprechen und im guten Einverständnis von einander Abschied nehmen konnten.

Pierre deutete auf eine schwankende Piroge im Wasser, in der Morice stand. Ich stieg zu ihm. Er ruderte mich zurück nach Bempumba. Ich erzählte Morice von Didier, dass er es gewesen sei, der mich hierher geführt hätte, dass ich ihm in Niamey begegnet sei: „Ton ami Didier.... - Dein Freund Didier....“, erinnerte ich ihn und Morice überlegte lange, bis er den Kopf schüttelte und mir antwortete: „Je ne connais pas Didier. - Ich kenne keinen Didier.“ Es war ein wundersames Glück in diesem Augenblick in mich gekehrt, ich sagte nichts und dachte nichts und pendelte nurmehr mit Sonne, Himmel auf und ab, es war als hielt um uns herum sich alles aneinander fest und niemand könnte fallen, sich verletzen, es gab keine Ecken, keine Kanten, es war wie die Wüste nur aus Wasser spiegelklar gebaut, ich sah die Wolken über uns, die Wolken, wie sie zogen über uns hinfort. Wir legten an, ich stieg aufs Rad. Ich kehrte zurück ins Gasthaus des Direktors und verließ Boteka noch am nächsten Tag. Auf einer wieder voll beladenen Piroge, flussabwärts ging die Fahrt zwischen vieler Leute lautem Treiben, Predigen und Singen, Fangen Schlangen aus dem Wasser, ich wollte etwas dazu sagen, doch ich konnte nicht, wozu auch noch, so fragt ich mich, ich hatte alles was ich wollte, legte mich zu Boden hin, es wurde Nacht, es wurde kalt, ich wachte auf in einer Lacke stechendem Urin, es war wohl jener meiner Nachbarin, es wurde Tag, es wurde warm, ich war zurück in Mbandaka und kehrte wieder in die Schule, wo noch immer Hussein Saddam vor seinem Zimmer saß:

„Tu est retourné? - Du bist zurück?“, fragte er. „Oui, je suis retourné – Ja, ich bin zurück“, antwortete ich. „C'etait bien? - War es schön?“ „Oui, c'etait bien. - Ja, es war schön.“ „C'etait vraiment bien là? - Es war wirklich schön dort?“, wiederholte er. „Oui, la forêt était très bien. - Ja, der Wald war sehr schön.“, beteuerte ich. „La forêt est seulement bien, parce que tu peut lui partir - Der Wald ist doch nur schön, weil du ihn verlassen kannst“, sagte Hussein und ich rang noch um eine Antwort, doch schien etwas in mir nicht mehr anwesend. Ich verhakte mich fest an den dürren Gewächsen vor uns am Hof der Schule, die aus den schmalen Ritzen zwischen den Pflastersteinen empor zu kriechen suchten, verbleicht, brüchig, trocken, verschimmelt, erkrankt: „Was sollte das bedeuten, den Wald verlassen? Würde ich nicht dort hin zurückkehren? Würde ich Pierre nicht helfen? Würden wir uns nicht gegenseitig helfen? Würden wir nicht das unmittelbare Zusammengehörigkeitsgefühl einer ursprünglichen Lebensgemeinschaft ergänzen durch die technischen Verfügbarkeiten einer industrialisierten Zivilisation und alle davon profitieren? Was spräche denn dagegen? Würde ich denn nur Pierres Absichten genüge tun, würde ich nur seinesgleichen bereichern, wenn ich ihnen Maschinen zur Abholzung ihres Waldes bereitstelle? Würde ich den Lebensraum der Pygmäen in Gefahr bringen, ihn am Ende gar zerstören? Allein die Möglichkeit dazu bestand. Etwas musste falsch gelaufen sein. Etwas stimmte nicht. Nur was? Worin lag denn meine einstige Gewissheit? Sie lag doch in mir, in meinem Willen, in meinem Tun. Aber was wollte ich? Ich wollte was ich tat. Ich wollte zu den Pygmäen. Aber weshalb? Weil ich den abstrakten Gedanken einer Gottwerdung, in der konkreten Begegnung mit einem Naturvolk

verwirklichen wollte. Weil ich verwandelt werden wollte, am liebsten durch die magischen Heilkräfte eines eingeborenen Ahnenvaters in ein übermächtiges ewig glückseliges Wesen. Meine Gewissheit lag doch einzig darin, Gott zu sein und Gott zu werden....!“, meine Gedanken machten mich stutzig. Ich war offensichtlich ein Narr: „Nur wie konnte es dazu kommen? War der Wunsch einer Gottwerdung der Größe des Lebens denn nicht gerecht? War er nur die Implikation meiner verdrängten Minderwertigkeit, meines fehlenden Vaterverhältnisses? Oder klang er nur absurd ob der Umstände? Wem war ich denn wirklich begegnet? Wer waren denn überhaupt die Pygmäen? Waren sie nicht vielmehr die untere Arbeiterklasse einer postkolonialen Gesellschaftsordnung als ein ursprüngliches Waldvolk? Stand ich nicht vielmehr vor dem Spiegel meiner eigenen Kulturgeschichte und machte mich gerade das zum Narren? Aus Europa zu fliehen um Gott in Afrika zu werden, in der Tat als Gottgesandter erkannt zu werden, und gesetzt, ich würde ihnen helfen, doch noch ein Gott werden zu können. Ein Gott aber nach jenen Maßstäben, vor denen ich gerade zu fliehen suchte. Ein Weißer, ein Europäer, ein Gott, dem die eigene Schmähhlichkeit zur Implikation wird, sich über den ganzen Planeten auszubreiten, um im Anblick seiner selbst dabei zum Narren zu werden? Welch eine dumme Geschichte ist das? Doch was spielt sie eine Rolle, sie ist vorbei, also ist es, als wäre sie nie passiert. Sie ist ein Nichts, ein Irrtum, und ich werde niemals auch nur ein Wort darüber sprechen!“ „Je veux dormir maintenant - Ich will jetzt schlafen“, sagte ich, doch Hussein Saddam gab mir noch die vier Nummern seiner vier neuen Mobiltelefone, damit unsere Kommunikation auch in Zukunft nicht abreisen werde...

.... es war als wäre irgendetwas noch dazu aber es wäre überhaupt es würde ohnehin nicht hier es wäre alles absolut ich wusste es ich würde irgendwann an einem Orte weiter weg von hier gewiss ich musste nur solange mir mein Fuß tritt auf ich würde unaufhaltsam immer weiter darauf zu wohin notwendig es mich zieht es drängt mich hin die Zeit zu gehen jetzt die Hand an Griff zu legen Füße die Pedale kreisen lassen fort mit mir auf Wiedersehen Sambia 5000 Kilometer noch am Hafen brauner Matsch und schwarzer Rauche Polizei und DGM besoffen reißen sich im Streite meinen Passe aus den Händen schlafe nurmehr ein vier Tage und vier Nächte wieder auf dem Kongo Essen Affen auf dem Dache der Yahoma Fahne Staat im Wind zerrissen nur ein Stern im Eck Mama Mimik Mama Chanin versorgen mich mit Fufu und Chiquang und kochen Wasser überall nur scheide nichts als Wasser wieder aus im rauschend Flusse Steuermänner schreien schlagen lachen und verstummen alter Mann am Boden kauert krank und schreit noch im Gebete lauter seinen Gott als die Besoffenen die Frauen an in Scherben Sprache liegt zerbrochen sein in allen Richtungen es große Stadt Kinshasa heißt es überall die Schiffe legen an ich Rad und Taschen trage über Hürden Schwitzen Zittern DGM und Hafenz Polizei Container Rost und Coca Cola freie Fahrt Moloch in Straßenschlacht im Auto Weißer sitzt und hundert Schwarze werfen Steine sehen mich auf Rad und schlagen reißen ziehen Kopf und Helm und greifen Geld aus Tasche weiter nur und weg von hier und Suchen die Verwandten von Morice und Pierre es Yolo-Nord Commune Kalamu ist der Stahl die Türe zu für Zelt und Nacht und Tag um Tag und wochenlang Kinshasa Müll in Straßen Flut im Himmel grau und Wolken schwarz wie blau bewegen sich im Sturme donnert Regen auf sie nieder fallen Wolkenbruch in Heim Mama Cecile Papa Jean-Pierre die Töchter allesamt Hugette Nanouche Youlande Tifaine... Gebruder Claudi holt mich ab am Morgen Frühstück Maden Tiere Proteine Zucker Tee und weißes Brot ich tausche Geld in Bank und kaufe zweites Visum suche Lkw und fahre fort nur weiter fort von hier Kikwit Masi Mnimba Kenge Straßen Aus und Ende Matsch in Schlangen Lkw Chinesen bauen Kongolesen schaufeln weiter nach Loange DGM und Militär Provinz Kasai ist Diamantenreich erfordert Sondereinreiseerlaubnis zahlen oder nicht mehr weiterkommen hier ich kenne meine Rechte werde inhaftiert in Gruben Schlamm und Wasser im Morast am Hang Tourist gefangen Dorf versammelt sich um armes Kind am Flusse breitet aus im Drecke seine Kleider schwimmen Zelt und Karte um Geschichten zu erzählen abertausende von Menschen suchen nichts als Geld ich habe nichts für sie ein Junge lädt mein Rad in seinen Kahn und rudert mich hinfort es unaufhörlich immer wieder kehrt es DGM und Militär ein Dorf versammelt sich um mich und alle nur besoffen sind Kasvaschnaps Kartoffelblätter Fufu und Sardine aus der Dose Euphorie im Glück ich liebe alles was geschieht ich falle um und schlafe ein

und ziehe weiter Schritt für Schritt durch nasse Ackerfelder Furchen tausende von Kilometer unbebautes Land im Regen Zeit und Sonne kreist und scheint es blauer Himmel ist es grüne Erde tropft mir nasse Haut und hunderte von Kinderscharen laufen lachend tanzend singend für den Weißen auf dem Rad durch Schilf und Grase komme nach Kavudi Polizei Armee und DGM Kontrolle Pass und Polizist mir Schutz gewährt für Nächte salutierte betrunken will bei mir im Zelte schlafen weg hier nur von mir ich Balinière nach Tschikapa nehme Diamantenminen Schlamm und Männer schlagen sich mit Schaufeln Köpfe ein an jeder Ecke DGM will Gelde für Gesprächsguthaben Funk Mobil es klingelt jeder Orts nur weg nur weiter weiter weg von hier und treten schieben Tag um Tag es nasser Sand und Himmel graues Zelt in Bäumen Wasser Furchen Früchte wachsen reif um Hütten Rast im Schutze Dunst und Rauche Regen donnert auf das Dache Stroh und Lehm im feuchten Qualme glühend heiße Kohlen kochen schwarzer Kaffee Zucker viel und überall nur Regen fällt und Sonne bricht herein und trocknet Wasser aus den Poren trinken lecken Salz und Zucker in Zitrone tauchen Steine schlagen Rad kaputt und Ketten reißen Glieder ab ich Draht und Zangen Deutsches Kinde drehe flechte Eisen Stahl Gewinde um mich rum die drehen sich im Kreise drehen schneller fahren schneller treten nur ich Tod und Abgrund liebe denke nicht ich kann und will es nicht ich Sehnsucht sehne süchtig mich ich endlich endlich bin ich Nichts es Alles ist es Nichts ist was es ist kein Ende nimmt mit mir weshalb nur kann ich niemals sterben weil es keinen Unterschied macht ich Leben Tod gebäre Zeit ich komme her wohin ich geh ich Vater Sohn gebäre Geist also erhöere mich ich spreche nicht ich Wahrheit Lüge jage mich und fürchte mich vor meiner Wiederkehr also hinfort mit mir es Stein und Sand ist Wasser Schlamm ist Tag um Tag und wochenlang ich schiebe trage ziehe Schritt für Schritt ich kann nicht mehr ich bin am Ende meiner Kraft nur lass mich liegen hier erlöse mich getriebenes Verlangen nach wofür ich quäle mich und leide schreie unaufhörlich trete weiter komme nicht voran und kann nicht stehen bleiben mehr ich Zwang vollende mir mein Werk und schände mich im stummen Schweigen nur erhöere meine Worte lauere perfide List nur hinterrücks auf was du bist ich Stolz Gelächter Völkermord und Massenvergewaltigung bestrafe und verletzte nicht ich liebe Alles ist ein Einziges Unendliches im Widerspruch gefangenes Erbrechen marternder Gedanken kommend aus dem Nichts in eine Welt die unbegreifbar ist nur Gott ich bin die Nacht ich bin ein Traum ich bin nicht hier ich wache auf in Lacken voller Sperma klebe fest in Kananga kein Zug seit Jahren hier es kein Gehalt kein Staate keine Arbeit mehr am Eisenbahnhofstore DGM mir Wohnung schenkt ich kaufe drittes Visum ein und eine Uniform der Polizei als Souvenir ich bin berühmt in Kananga es alle sind sie hier die Gouverneursvertreter Chefs der Bank der Lehrer Monsieur James und Jim und Beloté Mama Madot Papa Albert Papa Erik Marcel Basanga du Kasai und lachen noch und tanzen noch und singen noch: „...ici c'est la grand souffrance mais nous sommes déjà habitué... – ..hier herrscht das große Leiden aber wir haben uns schon daran gewöhnt...“ Tshimbulu.... Mwene Ditu.... Luputa.... Kasai-Katanga.... Kisamba... Kimanga.... Kaniama... Baianda... Hutus und Tutsis... Chiquang und Fufu.... Hakuna Matata... ich erreiche Kamina: „Moi, je m'appelle Papa Eva... – Ich heiße Papa Eva...“, „Papa Ivan!?“ „Eva!“ „Eva? Ma souer s'appelle Eva! – Meine Schwester heißt Eva!“, sagte ich ihm. Ja, er heiße auch Eva, meinte er, Papa Eva und er sei hier um mir zu helfen. Ich blieb stehen und schaute ihn eine Weile an. Ein kleiner schwächlicher Mann in schwarzer Anzughose, ausgetretenen Flip Flops und einem weißen Hemd. Ein leicht gedunsenes rundliches Gesicht, ein paar Stoppeln Haare auf dem Kopf, eine breite Nase und eine flache Stirn, darunter zwei ruhende Augen hervorschauten. Dass ich auf dem Wege nach Sambia sei und dringend Transport bräuchte, sagte ich. Er werde die UN nach einem Flugzeug für mich fragen, meinte er. Ich reiste über Land, erklärte ich ihm. Er führte mich durch die Stadt, an jedes Eck, welches möglicherweise Transport bot, bis er einen Lastwagen fand, der die kommenden Tage nach Lubumbashi fahren würde, was nurmehr 90 Kilometer von der Grenze nach Sambia entfernt lag. Anschließend brachte er mich in ein katholisches Missionszentrum, wo ich mit Essen, Trinken und einem Schlafplatz versorgt wurde. Ich war im Begriff umzufallen, als wieder ein Läufer der DGM heraneilte, um mich per schriftlicher Einladung seines Chefs, Monsieur Vincent Mujinga Wa N Goy, in dessen Büro zu holen. Also folgte ich ihm. Der Chef wartete bereits hinter seinem Schreibtisch auf mich. Ich stellte mich vor ihn, breitete meine Arme aus und begann in einem wirren, ungebremsten Redefluss emotionaler

Ergriffenheit von meiner Reise zu erzählen, klebte die Wörter geradewegs aneinander wie sie mir in den Kopf schossen, und schloss damit, dass es der Wille Gottes sei, dass ich derart spreche.

Monsieur Vincent Mujinga Wa N Goy erhob sich daraufhin aus seinem Stuhle, breitete die seinen Arme aus und erzählte mir das selbige von ihm. Er sei im Krieg gewesen, erklärte er, doch konnte nicht sterben. Er gab mir meinen Pass zurück und verfasste mir ein Empfehlungsschreiben an den Deutschen Missionar und Pastor Frank E. aus K. Ich ging zurück zur Mission und schlief. Am nächsten Morgen kam Papa Eva zurück. Der Lastwagen werde nicht starten, berichtete er, der Fahrer wäre über Nacht an Malaria erkrankt. Allerdings, hatte er herausgefunden, besäße eine Schwester Justine einen Geländewagen, welcher den nächsten Tag nach Lubumbashi starten werde. Also packte ich meine Sachen und ging mit Papa Eva zu Schwester Justine. Ich schlief bis 3:30 Uhr Morgens auf einer Patientenliege im Schwesternheim. Dann wurde ich geweckt. Die Fahrt ging um 4:00 Uhr Morgens los.

Drei Schwestern, ein Fahrer, zwei Arbeiter und ich saßen im Wagen. Die Arbeiter hackten mit Äxten und Macheten den Weg frei, schaufelten den Wagen aus den Schlammgruben und bauten mit Geäst und Stämmen Brücken. Wir fuhren Tag und Nacht, bis sich, ab Kolwezi, die Lage veränderte. Die Schlammlöcher und Steinschluchten der vergangenen 2000 Kilometer waren wieder asphaltierte Straße geworden. Wir erreichten in Kürze Lubumbashi.

Ich holte mein Visum für Sambia im entsprechenden Konsulat, verbrachte noch eine Nacht im Missionsheim der Stadt, stieg am nächsten Morgen auf mein Rad und trat nach Kasumbalesa, dem Grenzdorf der Demokratischen Republik Kongo: „Bonjour le Monsieur, en a le besoin de vous au bureau du DGM.... - Guten Tag der Herr, man hat das Bedürfnis nach ihnen im Büro der DGM...“, ich brauchte nicht mehr viel zu sagen, sie schüttelten nurmehr die Köpfe und lachten. Ich durfte nach Sambia.

Kapitel 10

Sambia

-

Er spielt Jazz

Die Soldaten stempelten meinen Pass. Ich tauschte meine letzten Kongolesischen Franc in Sambische Kwacha und trat los. Die Sonne schien und es regnete leicht. Vor mir entstand ein Regenbogen, der sich wie ein Tor von Osten nach Westen um mich beugte: „Hi, how are you? - Hi, wie geht's?“, fragten mich zwei junge Damen, „I'm good, thanks... äähhhmm..! - Mir geht's gut, danke... äähhhmm...!“, ich hatte noch 400 Kilometer vor mir.

Ich fuhr weiter bis zur Dämmerung, erreichte Chililabombwe und fragte einen Geschäftsmann am Straßenrand nach einem Schlafplatz: „Go to the church... - Geh zur Kirche...“, riet er mir. Also folgte ich seinem Rat und ging dort hin. Eine Verkäuferin aus einem Laden nebenan öffnete mir die Tür, dahinter sich eine Halle, gleich einem Theatersaal erstreckte, an dessen Ende drei schwarze Priester standen und beteten. Ich ging zu ihnen und erklärte mein Anliegen, sie würden das diskutieren, meinten sie, doch müssten zuerst beten, ich sollte draußen warten. Ich wartete lange bis sie kamen und mich aufforderten in ihr Auto zu steigen, meine Sachen sollte ich hier lassen. Ich stieg ein und fuhr mit. Sie brachten mich in ein Hotel: „Give us a suite! - Gib uns eine Suite!“, riefen sie der Angestellten zu, „...luxury, double bed, tv set... - ...Luxus, Doppelbett, Fernseher...“, „That could be expensive.. - Das könnte teuer werden...“, unterbrach ich sie. Die Priester hörten das Lachen nicht mehr auf, sie lachten die ganze Zeit über: „We are the men of god! We are rich!“ - Wir sind die Männer Gottes! Wir sind reich!“, verkündeten sie, einer nach dem anderen, und fuhren fort mir ein Drei-Gänge-Menü zusammenzustellen. Ich aß, nahm eine warme Dusche, die erste seit Europa, nicht aus einem Eimer, und fiel ins Bett.

Ich trat weiter am nächsten Mittag. Der Belag der Straße war in gutem Zustand, der Verkehr gering, nur einige Lkw's im Gebiet der Kupferminen, die an mir vorbei rasten. Der Verlauf der Straße aber war bergig und der Gegenwind stark. Ich schaffte es bis 20 Kilometer außerhalb Kitwes, vor eine Polizeibarriere. Die Wachmänner boten mir an, Transport für mich ausfindig zu machen. Ich wartete bei ihnen, bis es Nacht wurde und zu regnen begann. Der Polizeibeamten Dienstbehausung war ein Container neben der Straße, der Boden war weggerostet aber die Seitenwände und das Dach schützten noch vor Wind und Regen. Ich legte mich hin und schlief ein.

Ich trat weiter am nächsten Morgen. Kurz nachdem ich Kitwe durchquert hatte, fand ich einen Lieferwagen, der Leute auf seiner Ladefläche mitnahm. Ich stieg auf und fuhr, über Ndola und Kapiri Mposhi, mit nach Kabwe. Es waren von hier aus noch 140 Kilometer bis in die Hauptstadt Lusaka. Ich trat weiter bis es dunkel wurde und ich mich wiederfand, in einer trockenen Steppe aus Büschen und hohem Gras. Ich stellte mein Rad ab, baute mein Zelt auf und schlief.

Am nächsten Morgen begann ich die letzte Etappe meiner Reise. Es war März geworden, ich war acht Monate und vier Tage unterwegs gewesen und hatte knapp 20000 Kilometer hinter mir. Ich trat weiter in die Pedale und schrie den Wind an, meine Haut war abgebrannt, meine Muskeln waren Steine, mein Durchfall Wasser, mein Körper erkrankt und vergiftet, mein Geist schien vollkommen leer. Ich fühlte mich wie ein Tier, hellwach und aufgehoben in der Gegenwart.

Ich hatte mein Ziel erreicht. Ich stand oben am Berg und schaute hinab auf Lusaka: „Ich werde meinen Freund besuchen“, hatte ich mich entschlossen, „Uncle Rex, er spielt Jazz.“ Also rollte ich in die Stadt hinab und bremste noch mit dem Rest meiner Bergschuhe.